

THEOLOGISCH - PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

99. JAHRGANG 1951

3. HEFT

Versuchungen der Katholischen Aktion?

Zu Henri Dumérys Buch: Die drei Versuchungen des modernen Apostolates¹⁾

Von Dr. Ferdinand Klostermann, Linz a. d. Donau

Es ist zweifellos ein äußerst interessantes, erregendes Buch, mit dem man sich auseinandersetzen muß, ja, das abgesehen davon, ob man es ganz oder nur teilweise bejaht — zu einer Entscheidung zwingt. Das allein ist schon sehr viel.

I. Dumérys Thesen

Der Verfasser geht in den drei großen Abschnitten des Buches jeweils von einer Exegese einer der drei Versuchungen Christi aus. Es sind dies nach Duméry Versuchungen zu einer Verfälschung und Verbiegung des Religiösen von innen her; zu einem Mißbrauch der religiösen Botschaft über die erlösende Menschwerdung; Versuchungen, die im Falle einer (natürlich nicht möglichen) Zustimmung Christi dessen Verwandlung in den Antichrist bewirkt hätten. Im einzelnen sollte das erreicht werden durch die Unterstellung des religiösen Ziels und der Wunderkraft Christi unter praktische Augenblicksinteressen: aus Laune, zum eigenen Nutzen, aus Sucht nach Volkstümlichkeit oder auch nur aus Mitleid mit körperlichem Elend (die Brotversuchung); durch das Erschleichen oder Erzwingen des religiösen Ziels mit Hilfe verblüffender Überraschungskunststücke und Gewaltstreiche, die die Massen betäuben und schnell überwältigen (die Versuchung zum Tempelsturz); durch die Aufsaugung jedes religiösen Wertes durch blinde Machtgier, selbst um den Preis der Vergottung des Bösen (die Macht-Versuchung). Sollten die ersten beiden Versuchungen eine Karikatur des Religiösen durch Egoismus oder

¹⁾ 222 S. Wien 1951, Seelsorger-Verlag im Verlag Herder. Ganzseinen geb. S 30.—

leere Ruhmsucht ergeben, dann die dritte seine volle Auslöschung durch die Gier zur Macht.

Duméry zeigt nun auf, daß diese drei Versuchungen immer wieder in der Kirchengeschichte das Apostolat, im besonderen das moderne Apostolat der Katholischen Aktion bedrohen, ihre rein religiösen Ziele abbiegen und ihre geistige und geistliche Integrität verfälschen wollen. Durch diesen Nachweis will Duméry „die Bedingungen und auch die Bedürfnisse eines wahrhaft christlichen Apostolates, einer vollgültigen KA. festlegen“ (S. 21).

1. Die Brotversuchung sieht Duméry wiederholt in den Verfälschungen des Religiösen durch einen Pragmatismus vor allem in den folgenden drei Erscheinungsformen.

- a) Der „*Primat des Hortens*“, die Verklammerung der Kirche mit den Mächten und Klaßen des Geldes und überhaupt jegliche Herabwürdigung der Religion zum Mittel für zeitliche, etwa politische Zwecke. Duméry fordert hier Besinnung auf die nur „relative Gültigkeit gewisser rechtlicher und sozialer Bindungen“ (ein gewisses Umdenken des Eigentumsrechtes) und Beschränkung der Kirche hinsichtlich der sozial-ökonomischen Belange auf die moralische Beurteilung; Erneuerung „des pfarrlichen Systems durch Übernahme der verwaltungsmäßigen Aufgaben“ durch Laien und in der Folge Abbau der Verbeamtung des Klerus; möglichste „Aufteilung der Aufgaben“ im Sinne einer möglichst weitgehenden Trennung der Kirche vom Materiellen.
- b) Der „*Primat des Geldausgebens*“. Die Religion, die messianische Botschaft Christi, die Kirche wird hier zu einem sozialreformerischen Manifest umgebogen, das apostolische Tun erschöpft sich in Philanthropie und apologetischer Menschenfreundlichkeit. Duméry spricht hier von der „Tendenz des modernen Apostolats zum Wohltätigkeitsbüro“ mit der Gefahr, Geistliches und Weltliches zu sehr zu verknüpfen, den Diensteifer zu einseitig auf unser Wohltun zu verlagern, die Wohltätigkeit zu einer engen Technik von Proselytenmacherei zu missbrauchen und sich über den Wert solcher „Bekehrungen“ zu täuschen. Er spricht von der „Sozialrevolutionären Tendenz“, die aus

der christlichen Heilsbotschaft Rezepte zur Hebung des Lebensstandards und zur Lösung wirtschaftlicher Probleme macht; er fordert saubere Trennung der allgemeinen Moralgrundsätze von der Technik des Gesellschaftsaufbaues, der nicht Sache der Kirche sei, wenn auch Mitaufgabe der Christen; er fordert scharfe Trennung des religiösen Bekenntnisses von der beruflichen Verantwortung und der daraus fließenden religiösen Aktion von der sozialen, des religiösen Apostolates vom Wirken des Christen im zeitlichen Raum aus christlichen Grundsätzen heraus. In den katholischen Organisationen stellt er endlich eine „Tendenz Freizeitgestaltung“ fest und warnt vor einer Erziehung von Christen durch nur menschliches Tun, wie Unterhaltung, Spiel und Sport, und vor einer fast ausschließlichen Kinder- und Jugendarbeit auf Kosten einer systematischen Bekehrung der Erwachsenen, wie es etwa in der französischen Familienbewegung versucht wird.

- c) Der „Primat der äußeren Werke“, der christlichen Organisations- und Vereinstätigkeit. Duméry spricht hier von der Wichtigkeit des dogmatischen Denkens neben dem apostolischen Eifer und vor dem apostolischen Tun.
- 2. Die zweite Versuchung sieht Duméry realisiert in einer Verfälschung des Religiösen durch einen falschen Messianismus. Hier geht es um die „Versuchung des leichten Erfolges“, der billigen Propagandamaßnahmen; um den Versuch, den Akt des Glaubens einfach als Endpunkt eines kurzen Syllogismus zu sehen, besser ohne Reflexion, ohne Passion, ohne Freiheit der Entscheidung und ohne Gnade zu erzwingen; Apostolat mit „Manöver, mit Taktik, mit Regiekunststücken“ zu verwechseln.

- a) Duméry scheidet hier scharf Apostolat und Propagandatechnik und stellt den Grundsatz auf: „Jede Vorgangsweise, die nicht den Wert eines echten Zeugnisses hat, muß abgelehnt werden; und jedes technische Verfahren, das dennoch seinen Wert als Zeugnis bewahrt, kann beibehalten werden“ (S. 97). Er fordert langsames, allmähliches Vorbereiten, sauberes Verkünnen der reinen Lehre Jesu, warnt vor „psychologischen Ungeschicklichkeiten und Unverschämtheiten“ derer, die jeden

immer und überall propagandistisch bearbeiten wollen, warnt vor Automatismus und Formalismus und vor jeder Mechanisierung des Apostolates und betont statt Propaganda wirkliche Glaubensverbreitung, systematisches Lehrapostolat an Intelligenz und Volk.

- b) Den tieferen Grund zu seiner Kritik der Propagandamethoden im religiösen Apostolat sieht Duméry darin, daß sie sich gegen die Achtung vor dem Gewissen vergehen. Ihr Ziel sei „Überrumpelung, moralischer Zwang, Zweideutigkeit und dadurch Gleichschaltung der Geister“ (S. 116). In Wahrheit aber seien die Wege zu Gott zahllos, und wenn man von Psychologie rede, dürfe die „Transzendenz des Geistes über alle seine mechanistische Verteidigung und die Transzendenz der Gnade über den Geist selber“ (S. 119) nicht übersehen werden.

Das Apostolat habe folgende Fehler zu vermeiden: dem Gegner den guten Glauben abzusprechen, die freie Entscheidung des Menschen durch Propagandatricks zu umgehen (Duméry weist hier auf sehr zu beachtende Klippen des Apostolates hin: den taktlosen, unerleuchteten, selbstgefälligen Eroberungseifer von Neubekehrten und Aktivisten), übereilt Bekehrungen festzustellen, unsaubere und einseitige Apologetik zu treiben.

- c) Den „verborgenen Fehler aller pseudoapostolischen Methoden“ sieht Duméry in dem übermäßigen, ungeduldigen, selbstsüchtigen Hunger nach Erfolg, nach greifbaren und sofortigen Resultaten. Der Erfolg wird zum Ziel, ja zum Merkmal echten Apostolats gemacht. Als Formen dieser Erfolgssucht zählt Duméry auf: die banale Geschäftigkeit; den Versuch junger Priester, religiöse Erfolge mit Technik zu erzwingen und daran zu messen und zu vergessen, daß unsere Sendung spirituell und zugleich kollektiv (Corpus Christi mysticum) und darum mit technischen Mitteln nicht meßbar ist; die Unionsversuche auf Kosten der Wahrheit.

3. Die dritte Versuchung sieht Duméry wiedererstehen in der Ersetzung des Religiösen durch die Macht, durch die geschichtlichen Versklavungsversuche der geistlichen Macht durch die weltliche und umgekehrt und insbesondere durch einen modernen

Klerikalismus, unter dem er das widerrechtliche Übergreifen des Geistig-Religiösen auf die eigenständigen Ebenen des Zeitlichen versteht.

- a) Duméry stellt zunächst die Autonomie der weltlichen Gewalt überhaupt fest („Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“) und sieht in der allmählichen „staatlichen Einverleibung der verschiedensten Elemente“ einen normalen und an sich gesunden Säkularisierungsprozeß nach dem „Gesetz der immer größeren Differenzierung“, der „Laisierung aller nicht eigentlich sakralen Aufgaben“, der „Entkonfessionalisierung alles Profanen, aller nicht religiösen Bereiche“ (vgl. S. 160—170). Als Beispiel führt der Verfasser das französische Schulproblem an.
- b) Im besonderen behandelt Duméry dann die „Eigenständigkeit der politischen, staatsbürgerlichen, sozialen und wirtschaftlichen Werte, die die Priester und ihre Getreuen nicht immer klar erkannt haben“ (S. 179).

Der Begriff einer konfessionellen Partei sei ein Unding, es sei freilich „unsere Aufgabe, die katholischen Laien in das Räderwerk des politischen, sozialen und ökonomischen Organismus einzuschalten“ — „in jede Partei, sobald sie echte politische Werte ins Treffen führt“.

Wie die „Entkonfessionalisierung der Politik“ fordert Duméry dann die „Entkonfessionalisierung des bürgerlichen und sozialen Raumes“, was aber mit der „religiösen Durchdringung durch den Einsatz der Laien auf allen Gebieten mit christlichem Geist Hand in Hand gehen müsse“ (S. 186 f.). Die religiöse Obrigkeit könne nur vom Moralischen her klären oder warnen oder gewisse Grundsätze ins Gedächtnis rufen. Auf weite Sicht fordert der Verfasser die volle Trennung der religiösen apostolischen Aktion von den sozial-wirtschaftlichen Aktionen und im Sinne immer größerer Ausdifferenzierungen die Ablösung vieler, ursprünglich konfessioneller Verbände, wie christliche Arbeiterbewegung, katholische Familienbewegung u. ä., vom konfessionellen Stamm und die Rückkehr der Katholischen Aktion zu ihren „eigentlichen Aufgaben rein religiöser Natur“ (S. 198 f.).

Die Katholische Aktion habe dadurch ein Zweifaches erreicht: „Die Schaffung einer Menge von Laienbewegungen, die nun auf weltlichem Gebiet imstande sind, eigenständig zu wirken, und die Reinigung ihrer apostolischen Zielsetzung von jeder imperialistischen oder pragmatistischen Tendenz“ (S. 199). Wohl sei kein Riß zwischen dem Religiösen und Zeitlichen, doch könne „die gegenseitige Durchdringung der beiden Ordnungen nur innerhalb des Einzelbewußtseins geschehen“ (S. 203). Nach manchen Formulierungen hier (S. 198 f.) und auch schon Seite 67 scheint Duméry damit beruflich spezialisierte Bewegungen innerhalb der Katholischen Aktion nicht ausschließen zu wollen. Er will nur, daß sie sich auf das Apostolat beschränken und sich nicht mit gewerkschaftlichen und anderen weltlichen Aufgaben abgeben.

- c) In einem letzten Abschnitt führt Duméry das ganze Problem zurück auf das zweifache Gesetz der Transzendenz und Inkarnation der Kirche. Sie rage einerseits über Zeit und Raum und alle Formen des Lebens und der Zivilisation hinaus, sei aber verkörpert in der Geschichte und ihrer dauernd wechselnden Gestalt. Daraus leitet der Verfasser noch folgende Thesen ab: „Die Transzendenz muß in der Inkarnation selbst zum Ausdruck kommen“ (S. 207). Darum habe die Kirche einen Leib, aber entfalte ihn nicht nach dem Gesetz von Macht und Zahl und dem der Eroberung der anderen Gebilde, sondern er sei nur das Mittel zur geistigen Durchdringung und Beeinflussung der Seelen. Andererseits „muß die Inkarnation bis in die Höhen der Transzendenz nachklingen“ (S. 208). Darum sei in der Kirche wohl Entwicklung im Sinne eines dauernden Reifens von innen her. Unsere (des Klerus, der Kirche) Aufgabe faßt Duméry zusammen als Eindringen in die Welt durch die christlichen Laien, die auch die Selbstverkapselung der untergeordneten Wertbereiche verhindern müssen, und Loslösung von der Welt durch eine starke Vergeistigung der Kirche, aber ein um so lauteres Verkünnen und „Erinnern an die Grundsätze des Evangeliums und die Anwendung der Heilsmittel“ (S. 210).

II. Kritische Bemerkungen

Es gibt Wahrheiten, die gesichert und wie selbstverständlich in der Ebene liegen, ein Netz von breiten Straßen verbindet sie untereinander; aber es gibt auch Wahrheiten, die gleichsam immer am Grat liegen, auf einem schmalen, spitzen Grat, zwischen zwei gähnenden Abgründen, und nur ein ausgesetzter, schmaler Kletterpfad führt von einer zur anderen, und es ist nicht verwunderlich, daß der, der ihn lange verfolgt, mitunter einen Schritt links oder rechts gegen einen der Abgründe tut. Um diese letzte Art von Wahrheiten geht es in unserem Buch.

1. Allgemeine Bemerkungen

- a) Manche Probleme sind aus typisch französischen Verhältnissen heraus gesehen²⁾) und scheinen bei uns eher in einer entgegengesetzten Richtung Problem zu sein, so, wenn der Verfasser immer wieder vor einem zu starken Engagement im Zeitlichen warnt, vor einer einseitigen Betonung des Gesetzes der Inkarnation. Bei uns muß man immer noch mehr vor einer Überspitzung des Gesetzes der Transzendenz warnen. Darum sind wir auch in Sorge, es könnten sich unerleuchtete Leser dieser Richtung, Verächter aller Formen, aller Methoden, aller Anpassungen, Spiritualisten und Eschatologisten auf manche (auch einseitige!) Stellen dieses Buches berufen. Es scheint uns auch bedenklich, die ganze Problematik mit dem Generationenproblem in Zusammenhang zu bringen (S. 17 f.); wenn schon, liegen die Dinge bei uns auch hier eher umgekehrt.
- b) Dazu kommt, daß auch die Formulierungen vielfach bewußt überspitzt sind (das liegt wohl auch in der spritzigen Art des Franzosen); daß manches absolut gesagt ist, was nur relativ gilt, und daß man darum zu manchem Satz ein „Aber“, ein „Andererseits“ ergänzen müßte. Auch hier droht die Gefahr, daß sich allzu Primitive und Oberflächliche gerade auf solche Übertreibungen stürzen oder daß sich an-

²⁾ Man muß wissen, daß es in Frankreich 39 anerkannte Gruppen der Katholischen Aktion gibt und daß auf der Tagesordnung der eben (nach 45 Jahren) wieder stattfindenden Konferenz aller Bischöfe Frankreichs die Frage einer Reorganisierung der Katholischen Aktion Frankreichs steht (Kipameldung v. 29. März 1951, Nr. 262).

dere nicht minder Oberflächliche an solchen Formulierungen stoßen und beide die tiefen, dahinter liegenden Wahrheiten überhören oder als subtile Tüfteleien und unernstes Geschwätz abtun. Beides wäre bei einem Buch, das entscheidende Gefahren aller apostolischen Tätigkeit aufzeigt und darum eine ernste Gewissenserforschung für uns alle ist, gleich bedauerlich.

2. Bemerkungen zu den einzelnen Versuchungen

Die Grundthesen des Buches finden sich schon — wir vermuten, daß sogar die Anregung von dort ausgegangen ist — vielleicht sogar abgewogener als bei unserem Franzosen in Paul Simons Abhandlung: „Die Versuchungen Jesu“³⁾). Es ist der Primat der Innerlichkeit, des Geistes, vor allem des Heiligen Geistes, des Religiösen gegenüber der Relativität aller Formen, Methoden und Mittel; der Primat des Gewissens gegenüber aller Propaganda; der Primat der Transzendenz der Kirche gegenüber ihrer Inkarnierung in den weltlichen autonomen Sachgebieten.

a) Die Brotversuchung des Christen. Mit Recht fordert Duméry möglichste Freimachung der Kirche und ihrer Diener vom Materiellen (S. 43). Aber ist nicht das Materielle eine natürliche Vorbedingung für sehr Spirituelles? Müssen wir nicht manche Dinge festhalten, die uns natürliche Stütze sind, bis Gott sie uns, vielleicht durch unsere Feinde, aus der Hand nimmt, dann hoffend, daß er uns allein weitertragen wird? Wäre es nicht Vermessenheit, sie leichtsinnig und vor der Zeit, die er bestimmt, wegzuerfen? Wäre es nicht die Vorwegnahme des Sturzes von der Tempelzinne, das Erliegen unter der zweiten Versuchung? Ist nicht auch ein armer Klerus besonderen Gefährdungen ausgesetzt, solange er nicht aus lauter Heiligen besteht? Gilt nicht auch hier: „Divitias et paupertatem ne dederis mihi“?

Gewiß ist Apostolat etwas anderes als Philanthropie, Sozialreform und etwas Freizeitgestaltung, und „man schafft keine Christen mit rein menschlichem Tun“ (S. 45—76); aber setzt die Gnade nicht die Natur voraus? Wird sich nicht der Apostel und am Ende

³⁾ Dr. Paul Simon, Das Menschliche in der Kirche. Freiburg i. Br. 1946, S. 1—14.

auch die Gnade oft auf solch „natürliche“ Weise in des Menschen Herz schleichen, zumal, wenn es sich um noch junge, unreife Menschen handelt? Wird man nicht bei der Gleichheit der Not den Glaubensgenossen bevorzugen können, wie schon die Schrift sagt? Und kann man die Dinge in der Praxis immer so scharf trennen: das religiöse Bekenntnis und die berufliche, soziale, menschliche Verantwortung; das religiöse Apostolat und das Wirken im Zeitlichen? Und hat sich nicht die Kirche selbst in ihren Sozialenzykliken sehr weit vorgewagt und sehr wesentliche Dinge zur Sozialreform gesagt?

- b) Die Erfolgsvorschauung des Christen. Köstlich scheidet Duméry hier den Apostel von seiner Karikatur, dem Propagandisten. Sicher gibt es hier nicht nur Grenzen des Geschmacks, sondern auch Grenzen der inneren Möglichkeiten von der Geistigkeit und Würde unseres Glaubens her und von der Freiheit und Würde des Menschen her; so wird der Apostel nicht mit Tricks, nicht mit Hypnose oder nur mit Suggestion arbeiten. Aber man vergesse nicht: es gibt eine Propaganda, die heute nicht mehr wegzudenken ist, die zur Inkarnation des Wortes Gottes in diese Zeit hineingehört und die einfach notwendig ist, damit der oberflächliche moderne Mensch wenigstens einmal in den Vorhof des Heiligtumes gelangt; nur darf der Apostel dabei nicht stehen bleiben, muß weiterführen und allmählich den ganzen Menschen zu erfassen suchen, sein Gemüt und seine Ratio. Denn auch das Gemüt ist eine gewaltige Potenz des Menschen, und manchen hat Gott selbst zunächst beim Herzen berührt und dann erst bei seiner Ratio, und die Gnade ist überdies gleich erhaben über beide.

In diesem Zusammenhang gibt Duméry zu bedenken, ob man auf die Dauer wahllos Christen, die wie Heiden leben, zum Ehesakrament und ihre Kinder zur Taufe zulassen soll. Aber ob die Kirche von sich aus solche einschneidende Änderungen ihrer Praxis veranlassen wird und verantworten kann? Ob sie nicht hier, vielleicht auch sehr schmerzlich, warten muß, bis Gott durch die Zeit, durch die Entwicklung, durch die Geschichte diese Vergeistigung der Kirche, diese Homogenität der Christenheit wieder herstellt — denn Kirche der Sünder wird sie auch dann bleiben. Die „Kirche der Reinen“ ist eine Ketzerkirche.

c) Die Machtversuchung des Christen. Ge-
wiß wird die Welt und werden die Völker mündig,
und viele Aufgaben, die einst die Kirche subsidiär als
einzige Ordnungsmacht übernehmen mußte, haben
heute der Staat und andere weltliche Gemeinschaften
übernommen. Es ist auch begreiflich, daß solche Ab-
lösungen zuweilen nur unter Reibung und schmerz-
lich vor sich gegangen sind. Aber im einzelnen er-
heben sich hier nicht wenige ernste und grundsätz-
liche Bedenken. Wir wollen darum klar unter-
scheiden.

1. Die Kirche wirkt zweifellos in die Welt hin-
ein durch einzelne lebendige Christen,
die aus christlichem Gewissen heraus innerhalb ihrer
weltlichen Tätigkeit leben und handeln. Dieses Welt-
wirken der Christen ist mit ihrem echten Christsein ge-
geben.

2. Es gibt ein Richteramt der Kirche über
einfachhin alle, auch die profansten Gebiete, soweit sie
nämlich religiös-sittliche Belange in sich schließen oder
berühren.

3. Es gibt auch rein zeitliche Angelegenhei-
ten, die — abgesehen vom Interventionsrecht der
Kirche in Sachen des Glaubens und der Moral — an sich
nicht in die Kompetenz der Kirche und ihres Apostolates
fallen; womit noch lange nicht gesagt ist, daß sie allein
der des Staates unterstünden. Diesem steht vielmehr oft
nur ein Ordnungs- und Schutzrecht, bzw. eine Schutz-
pflicht zu (Subsidiaritätsprinzip). Nur hier sind in etwa
die Thesen Dumérys vom „normalen Säkularisierungs-
prozeß“ am Platze.

4. Aber — und hier beginnen unsere Bedenken —
nicht nur das einzelne Gewissen, sondern auch die Kirche selbst (darum auch ihr Apostolat) hat über ihr
Einspruchsrecht bezüglich Glauben und Sitten hinaus
einen allgemeinen Sendungsauftrag zur Ver-
christlichung der Welt, und er geht auch zu den
menschlichen Gemeinschaften, zu den Fa-
milien, Stämmen, Völkern („Gehet hin und lehret alle
Völker“, heißt es bezeichnenderweise) und auch zu
den menschlichen Institutionen, und der
Staat hat die Kirche in Ausübung ihres Sendungsauftrages
— mindestens so wie andere sittlich einwandfreie Ge-
meinschaften — zu schützen.

Es war immer im Bewußtsein der Kirche, daß sie den göttlichen Ratschluß, „alles, was im Himmel und auf Erden ist, unter Christus als dem Haupt zusammenzufassen“ (Eph 1, 10), durchführen zu helfen, als Auftrag überkommen hat. Darum wurde auch die Aufgabe der Katholischen Aktion nach allen bisher bekannt gewordenen kirchlichen Dokumenten immer als eine zweifache gesehen: die Verchristlichung der Menschen und die Verchristlichung der Sachgebiete. Beide sind voneinander untrennbar, und alle Verchristlichung der Menschen ist auf die Dauer gefährdet ohne allmähliche und immer größere christliche Durchdringung der Institutionen: der Presse, des Rundfunks, des Films, der öffentlichen Meinung usw. Und die Päpste der letzten Jahrzehnte haben gerade hier der Katholischen Aktion und dem ganzen modernen Apostolat sehr konkrete Aufgaben gewiesen. Man denke etwa nur an die Filmenzyklika Pius' XI. Dabei hat die Kirche nicht nur ein Richteramt über schlechte Presse, verderbliche Filme, sittlich minderwertige Rundfunkprogramme ausgeübt, sondern selbst gute Presse gefördert und geschaffen, selbst für Herstellung guter Filme Sorge getragen, selbst katholische Sender gebaut, Schulen vom Kindergarten bis zur Universität gegründet.

Ist es da nicht ein Mißverständnis, diesen Weltauftrag der Kirche abzusprechen und ihn ausschließlich dem „Einzelbewußtsein“ (S. 203) zuzuweisen, in der „Entkonfessionalisierung dieses Auftrages das sicherste Mittel zu sehen, um das Eindringen des christlichen Geistes in das Herz aller Institutionen zu sichern“ (S. 202) und endlich ihn selbst mit der satanischen Machtversuchung in Zusammenhang zu bringen?

5. Dazu gibt es neben den rein zeitlichen Dingen auch solche, die an sich schon unter zwei Kompetenzen fallen, weil sie eben gemischte Angelegenheiten sind, die normalerweise nur einvernehmlich zwischen Staat und Kirche geregelt werden können. Hierher gehören z. B. die Ehe und die Schule, auf die die Kirche Ansprüche teils göttlichen Rechtes hat. Es scheint uns darum nicht sehr glücklich, wenn Duméry ausgerechnet das Schulproblem als Beispiel für jene profanen und autonomen Gebiete heranzieht, die der Entkonfessionalisierung bedürften. Duméry spricht hier wohl von „unveräußerlichen Rechten der Familie“ und noch mehr des Staates; er müßte, soweit es sich um getaufte Kinder han-

delt, auch von den „unveräußerlichen Rechten der Kirche“ sprechen, die durchaus nicht nur von der Eltern Gnaden sind, wie es nach Duméry scheint.⁴⁾

6. Außerdem scheint Duméry des öfteren taktisches Verhalten mit grundsätzlicher Billigung zu verwechseln. Gewiß, wird die Kirche Tatsachen zur Kenntnis nehmen und dann zu erreichen versuchen, was sich eben noch erreichen läßt; aber sie wird, solange sie die Möglichkeit hat, selbst dann noch auf Fehlentwicklungen hinweisen (z. B. Entwicklung zum Staatstotalitarismus), wenn es „eindeutig gegen den Strom des Lebens“ geht (S. 173). Das wäre sonst ja jener Pragmatismus, zu dem uns schon die erste Versuchung verleiten wollte. Die Kirche wird aber vor allem solche Tatsachen nicht selbst herbeiführen oder durch eigene Bequemlichkeit oder Dummheit zulassen.

7. Was Duméry dann praktisch aus der Autonomie des politischen, staatsbürgerlichen und sozialen Bereiches ableitet, scheint uns über den „normalen Säkularisierungsprozeß“ hinauszugehen und nicht nur das Richteramt der Kirche praktisch auszuschalten, sondern auch dem allgemeinen Sendungsauftrag zur Weltverchristlichung nicht gerecht zu werden. Wir wünschen keineswegs mehr autorisierte katholische Parteien, aber deshalb glauben wir noch lange nicht, daß „ein Katholik somit jeder politischen Partei angehören kann, sobald diese echte politische Werte ins Treffen führt“ (S. 180). Wir glauben auch nicht, daß man von den Parteien nichts zu verlangen brauche „als die Beobachtung der Spielregeln“ (S. 183) und daß „die Entkonfessionalisierung der Politik nur von uns abhänge“ (S. 185). Wir halten es für bedenklichen Optimismus zu hoffen, daß sich die Dinge „von selbst einordnen werden, wenn sie nur unverfälscht ihre normale autonome Entwicklung nehmen“ (S. 184). Die Ursachen aller diesbezüglichen Schwierigkeiten scheinen uns doch nicht nur darin zu liegen, daß die Kirche und die Christen nicht aus ihrer Haut herauskönnen und an der Vergangenheit hängen; wir glauben, daß hier tiefere Geschehnisse vor sich gehen. Zweigt hier nicht ein Weg zu den „Progressiven Christen“ ab? Droht hier nicht jene Einengung der Kirche auf Gotteshaus und Sakristei, auf die „irrtümlich

⁴⁾ Vgl. die Enzyklika Pius' XI. „Divini illius magistri“ vom 31. Dezember 1929.

sogenannte rein religiöse Sphäre, womit der Ausschluß jedes Eindringens in das öffentliche Leben gemeint ist“⁵⁾)

8. Auch die Spannung zwischen Inkarnation und Transzendenz scheint uns darum bei Duméry doch sehr zu Ungunsten der Inkarnation gelöst zu sein. Sind hier nicht Ansatzpunkte zu einem einseitigen Spiritualismus? Wohl ist die Tendenz „zu einer stärkeren Vergeistigung“ der Kirche zweifellos da, aber auch hier macht die Kirche wie die Natur keine Sprünge, sie liebt die organische Entwicklung. Im Mittelalter wirkten Kirche und Staat verhältnismäßig eng zusammen (Zwei-Schwerter-Theorie), später suchte die Kirche ihren Einfluß auf das öffentliche Leben durch christliche Parteien auszuüben, jetzt wirkt sie durch die Gliederungen der Katholischen Aktion indirekt auf das öffentliche Leben ein, später einmal vielleicht nur mehr durch das Gewissen des einzelnen Christen. Wer weiß, welche Formen des Wirkens in die Welt hinein, der Verchristlichung der Welt wir selbst noch wählen werden oder zu welchen uns Gott noch zwingen wird. Trotzdem hat wohl jede Form ihre Zeit und in ihrer Zeit ihr Recht, und es scheint nicht berechtigt, irgendeine Entwicklung vorwegzunehmen und Entwicklungsstufen zu überspringen. Und außerdem müßte noch untersucht werden, ob man sich mit irgendeiner Form gerade aus dem Zwang der Verhältnisse heraus abfinden kann oder sie grundsätzlich bejahren darf. Es gibt hier wohl zwei Gefahren: die des zu langen Beharrens und die des übereilten Vorprellens. Möge Gott die Verantwortlichen lenken, das Rechte zu sehen; möge er uns Propheten senden, die das Kommende spüren und verkünden, aber auch Führer geben, die uns vor nicht zu verantwortenden Sprüngen bewahren.

Diese spiritualistische Tendenz Dumérys kommt übrigens noch in allen Stellen des Buches zum Ausdruck, die von einer allzu sauberen Trennung der inneren (apostolisch-priesterlichen) und äußeren (weltlich-laikalen) Bereiche sprechen. „Das Zusammenwirken von Gnade und Freiheit vollzieht sich gewiß in der Tiefe der Seele“ (S. 220), aber wir dürfen und sollen zweifellos mitwirken, es vorbereiten, eben auf menschliche Weise (wie denn anders?) und auf die jeweils den Menschen und der Zeit angepaßte Weise. Wir müssen uns freilich dessen be-

⁵⁾ Ansprache Pius' XII. am 2. Dezember 1948.

wußt bleiben, daß solches Mitwirken nicht Glauben erzeugt, sondern nur dazu hinführen kann, wenn Gott es will und auch wenn der freie Mensch es will.

9. An einigen Stellen seines Buches (S. 71, 143, 199, 203, 210) trennt Duméry die apostolisch-religiöse und weltliche Aktion so, daß er der ersten die Weltloslösung zuschreibt und sie ausschließlich der lehrenden Kirche und dem Klerus zuteilt, der letzteren die Weltdurchdringung und sie den Laien zuteilt. Auf diese Weise wird, konsequent durchgedacht, den Laien jegliches Apostolat, wenigstens die verantwortliche Führung desselben, abgesprochen, die Katholische Aktion ausgehöhlt oder ihr überhaupt der Raum und die Wirkmöglichkeit in die Welt hinein entzogen; ferner wird völlig übersehen, daß die Katholische Aktion nach dem Willen der Päpste eine ausgesprochene Apostolats- und Laienbewegung zur Verchristlichung aller Bereiche des privaten und öffentlichen Lebens sein soll.⁶⁾

III. Einige Folgerungen für uns und unsere Katholische Aktion

Trotz dieser kritischen Bemerkungen möchten wir das Buch jedem apostolisch Tätigen, jedem nach außen Wirkenden — und wir sind alle irgendwie zu solchem Wirken verpflichtet — bestens empfehlen. Es wird ihn auf manche Gefährdungen, Klippen, ausgesetzte Stellen seines Apostolates aufmerksam machen, die es von innen her bedrohen und vergiften können. Insoferne ist das Buch ein wirkliches Geschenk. Wir wollen versuchen, aus den Thesen des Buches und ihrer Kritik noch einige Folgerungen für uns und den Aufbau unserer österreichischen Katholischen Aktion zu ziehen.

1. Was das Apostolat selbst anlangt

- a) Das Apostolat ist eine zu tiefst religiöse Aktion mit primär übernatürlicher geistlicher Zielsetzung. Darum muß über allen äußeren Werken das innere Werk stehen: religiöse Vertiefung und dogmatische Bildung von Priestern, Laienführern und Volk. Dar-

⁶⁾ Als Beispiel sei nur eine Ansprache Pius' XI. v. 19. April 1931 angeführt, in der er als Ziel der Katholischen Aktion bezeichnet „die Begründung, Verbreitung und Befestigung des Reichen Christi in den Seelen, in den Familien und in der menschlichen Gesellschaft, in allen seinen Ausdehnungsmöglichkeiten, in allen seinen Tiefen, soweit sie der menschlichen Tätigkeit mit der Gnade Gottes überhaupt erreichbar sind“.

um gibt es kein echtes Apostolat ohne Heranbildung wahrhaft christlicher, selbstlos dienender religiöser Elitegruppen. Darum muß das Apostolat innerlich unabhängig und rein bleiben und darf nicht anderen zeitlichen Zwecken (wirtschaftlichen, politischen) dienstbar gemacht werden. Darum können noch so gute äußere Handlungen und Betriebsamkeiten in Richtung eines Kultur- oder Sozialkatholizismus den inneren religiösen Kern des Apostolates nie ersetzen, höchstens verfälschen.

- b) Zeichen einer Verfälschung des religiösen Apostolates ist nicht so sehr die Anwendung irgendwelcher bestimmter Mittel oder Methoden, sondern die innere Haltung, die vielleicht „unbewußte Absicht, den Mangel am Wesen durch einen Überertrag an Sekundärem zu kompensieren“.)

2. Was die Mittel und Methoden des Apostolates anlangt

- a) Alles ist unser; auch Geld, Freizeitgestaltung, Organisationsapparat, Technik, Propaganda, die Mittel der Massenbeeinflussung und ähnliche, mitunter sehr periphere Dinge.
- b) Alles das muß Mittel bleiben und darf nur als Mittel gewertet werden. Darum werden wir diese Dinge benützen, um der Gnade den Weg zu bereiten, aber nicht, um sie zu ersetzen oder auf billige Weise zu umgehen und eine Glaubenzustimmung ohne sie zu erschleichen. Darum werden wir uns bewußt bleiben, daß die Bekehrung immer durch die Gnade geschieht und daß uns letztlich keine Technik ohne den Geist, ohne das Pneuma, ohne die Gnade helfen kann. Darum werden wir diesen Mitteln nicht mehr Zeit und Kraft widmen, als ihrem Mittel-Charakter entspricht.
- c) Die Mittel und die Art und Weise der Anwendung der Mittel dürfen dem Geist unseres Apostolates nicht widersprechen und der Freiheit und Würde des Menschen nicht Gewalt antun.
- d) Die Anwendung mancher dieser Mittel und Methoden (Vereinsarbeit, Freizeitgestaltung in Kinder- und Jugendgruppen u. ä.) lohnt sich vom Standpunkt des Apostolates aus auf die Dauer nur so lange, als ein apostolisches Ziel ernstlich verfolgt wird und

⁷⁾ „Religiöse Ersatzleistungen“ in „Wort und Wahrheit“, Monatschrift für Religion und Kultur, Herder-Wien, VI/3/164.

als apostolische Menschen dort tätig sind, die die ihnen Anvertrauten mit dem zunehmenden Alter apostolisch zu entzünden vermögen. Damit soll nicht gesagt werden, daß eine bewahrende Tätigkeit nach Art der Patronagen besonders für jüngere Altersstufen völlig sinnlos ist. Schließlich haben wir auch in den vergangenen Jahren die Erfahrung gemacht, daß sich doch die am meisten noch bewahrt haben, die in ihrer Jugend vor manchem bewahrt worden sind.

3. Was das Verhältnis des modernen Apostolates zu den weltlichen Bereichen anlangt

- a) Außer der dauernden weltlichen Aktion des einzelnen Christen in der Welt und der damit gegebenen indirekten Weltverchristlichung bedient sich die Kirche des Apostolates: zur Ausübung ihres Richteramtes hinsichtlich aller Bereiche, zur Wahrnehmung und Verteidigung ihrer Kompetenzen in den sogenannten gemischten Angelegenheiten und vor allem zur Erfüllung ihres Weltauftages, d. h. zur direkten Verchristlichung der Welt.
- b) Wie die apostolische Aktion ihre primär religiöse Zielsetzung rein bewahren und nicht verfälschen soll, so auch die profanen Aktionen ihre irdisch-weltlichen Zielsetzungen. Darum soll man die Ebenen nicht verwechseln und nicht eine apostolische Aktion als Rezept zur Hebung des Lebensstandardsinstellen, aber auch nicht eine weltliche oder allgemein menschliche (wirtschaftliche, soziale, karitative) Aktion zur religiösen Propaganda, zu enger Proselytenmacherei, zur bloßen Apologetik missbrauchen.
- c) Das Apostolat (beispielsweise der Katholischen Aktion) wird zur Wahrung seines religiösen, geistlichen Charakters Aktivitäten, die ausschließlich dem zeitlichen Wohle dienen, im allgemeinen nicht übernehmen, sondern anderen zuständigeren Stellen überlassen. Selbstverständlich bleibt es den Katholiken oder überhaupt den Christen unbenommen, auf allgemein kultureller, beruflicher, staatsbürgerlicher Ebene aus Zweckmäßigkeitsgründen homogene Gruppen zu bilden, die ihrer Einstellung entsprechen (vgl. S. 193), die aber dann keinen offiziellen kirchlichen Charakter haben und zur klaren

Herausstellung der Verantwortlichkeit besser auch nicht unter „christlicher“ Flagge segeln sollten.

- d) Aus denselben Gründen wird sich das religiöse Apostolat (die Katholische Aktion) normalerweise auch klar abheben von Vereinigungen, die gemischte Zielsetzung haben, die also wohl auch apostolischen Zwecken dienen, aber in erster Linie doch Wirtschafts-, Standes- und Berufsinteressen verfolgen (christliche Gewerkschaften, christliche Parteien, Konsumgenossenschaften, Krankenkassen, Versicherungen für Christen u. ä.). Das Apostolat und die Kirche selbst wird hier, soferne ernste apostolische Interessen mit im Spiele sind, ganz anders mit interessiert sein, zumal wenn sich solche Vereinigungen nach der Soziallehre der Kirche ausrichten und nach den Weisungen der Hierarchie handeln. Trotzdem wird die Kirche besser keine unmittelbare Verantwortung dafür übernehmen. Fachkundige Laien werden hier in voller Unabhängigkeit und Freiheit, aber auch Verantwortung die Führung innehaben.
- e) Bei aller Verschiedenheit der Zielsetzung der apostolischen und profanen Aktionen und bei aller Trennung der Bereiche können sich gerade da, wo es um die Verchristlichung der weltlichen Sachgebiete gemäß dem allgemeinen Sendungsauftrag der Kirche geht, Grenzfälle ergeben. So kann man sich vielleicht fragen, ob eine konkrete sozialpolitische Forderung einer katholischen Arbeiterbewegung der Katholischen Aktion noch in ihre Zuständigkeit gehört oder vielleicht schon besser in die einer Gewerkschaftsbewegung. Jedenfalls kann das Apostolat nicht im rein Theoretischen stecken bleiben, sondern muß sich auch schon mit der Konkretisierung der allgemeinen Grundsätze beschäftigen⁸⁾.
- f) Umsomehr brauchen wir zur Konkretisierung des Apostolates und zur christlichen Durchdringung jedes Berufes, Standes und Milieus und jedes Sachgebietes

⁸⁾ Für diese Konkretisierung neben den unter d) genannten Bewegungen (beispielsweise eine christliche Gewerkschaft), den politischen Parteien, den Gruppen der Katholischen Aktion (etwa der Katholischen Männerbewegung) noch eigene kirchlich unabhängige Bewegungen (etwa eine solche Arbeiterbewegung) zu schaffen, scheint uns überflüssig und schon deshalb nicht möglich, weil schließlich auch die Katholiken nicht unbeschränkt Vereinen und Organisationen beitreten können.

— wir möchten das gegenüber Duméry ganz klar herausstellen — spezialisierte apostolische Gruppen, eben die spezialisierte Katholische Aktion. Abhängig von niemandem als von der kirchlichen Hierarchie, kann sie die Gewissen der Laien für ihr einzelnes und kollektives, für ihr privates und offizielles Apostolat schulen und rein und unverfälscht und unter der verantwortlichen Führung von Laien ihre apostolischen Ziele verfolgen. Sie ist eine ebenso apostolisch-hierarchische Bewegung, wie sie eine Laienbewegung ist⁹⁾.

Härte und Grausamkeit im Alten Testament

Von Dr. Hermann Stieglecker, Stift St. Florian

(Schluß)

IV. Das Wiedervergeltungsgesetz (Talio)

Das Blutrachegegesetz ist eigentlich ein besonderer Fall der sogenannten Talio, des Wiedervergeltungsgesetzes. Dieses wird im Alten Bund in die bekannte Formel gekleidet: Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Brandmal um Brandmal, Wunde um Wunde, Beule um Beule (Ex 21, 23 ff.). Das heißt: Wer seinem Mitmenschen das Leben nimmt, dem wird auch das Leben genommen. Das ist der schwerste Fall der Wiedervergeltung, die eben besprochene Blutrache. Wer seinem Mitmenschen das Auge ausschlägt, dem wird auch das Auge ausgeschlagen, und dasselbe gilt bezüglich der übrigen Gliedmaßen und Verwundungen. Das sind die leichteren Fälle der Wiedervergeltung.

Das war sicher die älteste, weil allernächstliegende Strafe für Vergehen gegen Leben und Leib des Mitmenschen. Es ist zweifelhaft, ob in Israel dieser Rechtsgrundzatz: Auge um Auge usw. in allen Fällen buchstäblich gehandhabt wurde. Der Umstand, daß Num 35, 31 verboten wird, für einen Mord das Blutgeld zu nehmen statt

⁹⁾ Was man jetzt aus Frankreich über die neue „Katholische Aktion der Arbeiter“ (ACO) hört, die sich eben aus der JOC (Katholische Arbeiterjugend) und dem MPF (Familienbewegung) herausentwickelt hat, ist eigentlich das, was wir hier meinen (vgl. „Der Volksbote“, Unabhängiges österreichisches Wochenblatt, Tyrolia, Innsbruck, 51/13/4).

die blutige Rache zu vollziehen, läßt vermuten, daß man sich für nicht tödliche Körperverletzungen öfter wohl auch mit einem Strafgeld begnügte und von der tätlichen, buchstäblichen Wiedervergeltung absah.

Sehr wichtig zum vollen Verständnis des Wiedervergeltungsgesetzes ist folgendes. Die Formel: Auge um Auge usw. bestimmte nicht bloß die Strafe, sondern schützte den Übeltäter zugleich gegen Übergriffe des Rächers. Wenn jemandem ein Auge ausgeschlagen wurde, durfte dem Missetäter zur Strafe auch nur ein Auge ausgeschlagen werden, nicht etwa alle beide. Es sollte damit maßlosen Haß- und Rachegelüsten triebhafter Menschen wirksam vorgebeugt werden.

Im Hamurabbi gesetz

nehmen die Paragraphen über die Wiedervergeltung einen überraschend großen Raum ein. Es sind dies zunächst die §§ 196 bis 214. Im weiteren Sinn handeln aber auch die folgenden bis § 240 vom selben Gegenstand. So heißt es z. B. im § 196: „Wenn jemand einem Freien ein Auge ausschlägt, so soll ihm das Auge herausgerissen werden.“ Oder im § 205: „Wenn ein Sklave einem Freien eine Ohrfeige gibt, so soll man ihm das Ohr abschneiden.“

Der Hamurabbi-Kodex kennt aber nicht nur den Rechtssatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn usw., sondern auch den: Sohn um Sohn, Tochter um Tochter. So bestimmt § 210: „Wenn jemand die Tochter eines Freigeborenen stößt, so daß sie eine Fehlgeburt hat und infolge dieses Stoßes stirbt, so soll man die Tochter des Schuldigen töten.“ Oder § 229: „Wenn einem Baumeister infolge seiner Nachlässigkeit das Bauwerk einstürzt und der Hauseigentümer erschlägt, so wird der Baumeister getötet.“ Und § 230 sagt: „Wenn dabei der Sohn des Hausbesitzers erschlagen wird, so tötet man den Sohn des Baumeisters.“ Der Sohn, die Tochter wird eben als Eigentum des Vaters betrachtet, und der Schuldige, der einen anderen um seinen Sohn, um seine Tochter gebracht hat, wird genau so durch Wegnahme dieses Besitztums, nämlich seines Sohnes, seiner Tochter, bestraft, wie einem Menschen der Zahn herausgeschlagen wird, weil er seinen Nächsten um einen Zahn gebracht hat.

Noch absonderlicher ist die „Folgerichtigkeit“ im assyrischen Recht. Hier wird der Ehebrecher auf die Weise gestraft, daß seine eigene Frau vergewaltigt wird. Eine ähnliche Rechtsauffassung klingt Job 31, 10 durch. Buch-

stäbliche Wiedervergeltung! Wie er für einige Zeit seinem Nächsten seine Frau genommen und sie für sich benützt hat, so soll auch ihm seine Frau entzogen und einem anderen zur Verfügung gestellt werden. Die Frau ist eben das Eigentum des Mannes, wie es die Kalbin ist. Wenn nun ein böser Nachbar die Kalbin des anderen aus dem Stall führt und mit ihr einen Tag lang auf seinem eigenen Felde pflügt, so wird der Geschädigte zur Wiedervergeltung mit der Kalbin des bösen Nachbarn ebenfalls einen Tag lang oder länger pflügen. Der Ausdruck: „mit der Kalbin eines anderen pflügen“ wird nämlich bei einzelnen Stämmen bildlich für „Ehebruch treiben“ gebraucht. Wir erinnern uns dabei an das Wort des witzigen Samson. Da seine philistäische Frau ihren Stammesgenossen die Lösung des Rätsels verraten hatte, das er den Philisterfürsten aufgegeben, sagte Samson zu ihnen: „Hättet ihr nicht mit meiner Kalbin gepflügt, so hättet ihr mein Rätsel nicht erraten“ (Richt 14, 18). Hier hat diese Redensart allerdings nicht diesen geschlechtlichen Sinn wie sonst, sondern sie bedeutet nur: sich mit einer Ehefrau zum Schaden ihres Mannes in einen Handel einlassen.

Das mosaische Gesetz als solches kennt diese rohere babylonische und assyrische Form des Wiedervergeltungsgesetzes (Sohn für Sohn, Tochter für Tochter, Ehefrau für Ehefrau) nicht. Sie ist tatsächlich einer der schwärzesten Punkte des Heidentums. Das heißt man wirklich, das selbstverständlichste Recht der Persönlichkeit mit den Füßen niedertrampeln.

V. Dawid und Joab

1. Dawids Blutbefehl gegen Joab

Dawid gab, da er sein Ende nahe fühlte, seinem Sohn Salomo den Auftrag, Joab zu töten. Dieser Blutbefehl wird dem König schwer verübelt. In verschiedenen Streitschriften gegen das Alte Testament wird auf die Treue Joabs gegen seinen königlichen Herrn hingewiesen, auf die unvergleichlichen Verdienste, die er sich um Dawid und seine Dynastie erworben hat. Fast alle kriegerischen Erfolge, so sagt man, verdankte Dawid diesem begabten Feldherrn, ja ihm ist die Rettung der Dynastie zuzuschreiben. Es ist, so sagt man weiter, eine echt jüdische Niedertracht, daß Dawid diesen hervorragenden Mann am Ende seines Lebens dem Henker überlieferte, nachdem er während seiner ganzen Regierungszeit seine ungewöhnlichen Fähigkeiten zu seinem Vorteil, zur Mehrung seines

Ruhmes und seiner Größe gründlich ausgenützt hatte... jetzt, am Ende seines Lebens, da er ihm nicht mehr zu nützen oder zu schaden vermochte.

Joab ist der Sohn einer Schwester Dawids, nämlich der Seruya; seine Brüder sind Abisai und Asael (2 Sam 2, 13). Als Feldherr hat er tatsächlich Großes geleistet. Auch die Behauptung, daß er dem König Dawid den Thron gerettet hat, ist richtig. Er hat auch wiederholt tatkräftig in die Politik des Königs eingegriffen und war überhaupt eine derart starke Persönlichkeit, daß Dawid gehörig zuschauen mußte, wenn er von seinem Feldherrn nicht an die Wand gedrückt werden wollte. Ohne Zweifel hat der König diesem außergewöhnlichen Mann sehr viel zu danken. Aber bei sich mochte er wohl öfter gewünscht haben, seiner loszuwerden, weil er als echt morgenländischer Herrscher die wuchtige Erscheinung Joabs neben seiner königlichen Autorität als äußerst unbehaglich empfinden mußte.

Das Bluturteil des sterbenden Dawid gegen Joab im 1. Buch der Könige (2, 5 f.) lautet nun folgendermaßen: „Ferner weißt du ja selbst (sagt Dawid zu Salomo), was mir Joab, der Sohn der Seruya, angetan hat; wie er an den beiden Heerführern Israels, an Abner, dem Sohn des Ner, und an Amasa, dem Sohn des Jether, gehandelt hat, indem er sie ermordete und im Frieden Bluttaten beging, wie sie nur im Kriege geschehen, und mit Blut, das nur im Krieg vergossen werden darf, den Gürtel um seine Lenden und die Schuhe an seinen Füßen benetzte. So handle denn nach deinem weisen Ermessen und laß sein graues Haar nicht ungestraft in die Unterwelt fahren.“

2. Joabs Mord an Abner und Amasa

Abner, dessen Ermordung dem Joab vorgeworfen wird, war ein naher Verwandter Sauls und sein Feldherr (1 Sam 14, 49 ff.). Er blieb auch nach Sauls Tod Parteigänger der Dynastie Saul und rief Ischboscheth, den Sohn Sauls, zum König aus (2 Sam 2, 9 ff.). Dieser Abner war eigentlich die treibende Kraft für die Dynastie Saul und gegen das Haus Dawid, denn Ischboscheth war ja nur ein Schwächling. Später überwarf sich Abner mit Ischboscheth wegen einer Webergeschichte und schloß sich Dawid an. Er unternahm auch geeignete Schritte, um die bisherigen Anhänger der Familie Saul dem König Dawid zuzuführen (2 Sam 3, 6—19).

Joab war gerade abwesend, da Abner in Hebron über

seinen ehemaligen Schützling Ischboscheth hinweg mit Dawid Frieden schloß und ihm seine nunmehrige treue Gefolgschaft ankündigte. Als Joab nach Hebron zurückkam, war Abner schon fort. Da er von den Verhandlungen erfuhr, ging er zum König und sagte zu ihm: „Was hast du getan? Abner ist bei dir gewesen, warum hast du ihn wieder wohlbehalten weggehen lassen? Du kennst doch Abner, den Sohn des Ner? Er ist ja nur gekommen, um dich zu hintergehen, dein Tun und Lassen zu erkunden und alles zu erfahren, was du tust. Nachdem Joab von Dawid weggegangen war, ließ er den Abner durch nachgeschickte Boten zurückrufen, ohne daß der König etwas davon wußte. Da nun Abner zurückkam, nahm ihn Joab in das Tor beiseite, als wollte er mit ihm heimlich reden. Dabei stach er ihn wegen des Blutes seines Bruders Asael in den Unterleib, so daß er starb.“ So erzählt 2 Sam 3, 22—27 die Ermordung Abners durch Joab.

Das zweite Vergehen, das Dawid dem Joab zur Last legt, ist die Ermordung Amasas. Dieser war ein naher Verwandter Dawids und Joabs, nämlich der Sohn einer zweiten Schwester Dawids, der Abigail. Er war im Absalom-Aufstand auf der Seite Absaloms gestanden und sein Feldherr gewesen. Nach der Niederschlagung des Aufstands schloß Dawid mit Amasa Frieden und versprach ihm eidlich, ihn an Joabs Stelle zum Oberbefehlshaber zu machen, wahrscheinlich, um die Partei des Amasa und des Absalom für sich zu gewinnen, und nebenbei auch, um sich den unbequemen Joab vom Leibe zu halten (2 Sam 19, 14). Als Amasa später mit den Truppen auszog, um den Aufstand eines gewissen Scheba niederzuschlagen, traf ihn Joab und grüßte ihn: „Geht es dir gut, mein Bruder; dabei faßte Joab den Amasa mit der rechten Hand beim Bart, um ihn zu küssen. Amasa achtete aber nicht auf das Schwert, das Joab in der Hand hielt, und so stieß es ihm Joab in den Unterleib, so daß seine Eingeweide heraus auf den Boden quollen. Und er starb, ohne daß er ihm einen zweiten Stoß zu geben brauchte“ (2 Sam 20, 7—10).

3. Die Morde in Joabs Augen

Das ist also der Tatbestand. Nun wollen wir die Schuldfrage prüfen. 2 Sam 2, 27, wo von der Ermordung Abners durch Joab berichtet wird, lesen wir, daß Joab an Abner Rache nahm, weil er seinen Bruder Asael getötet hatte. Das war in einem Kampf während des Krie-

ges zwischen Dawid und Ischboscheth geschehen. Wir lassen die Schilderung dieses Ereignisses im Wortlaut folgen, weil sie für die Beurteilung der Ermordung Abners wichtig ist: „Auch die drei Söhne der Seruya, Joab, Abischai und Asael, waren dabei (beim Kampf). Asael war schnellfüßig wie eine Gazelle auf dem Feld. Da nun Asael dem Abner nachjagte, ohne nach rechts oder links von Abner abzubiegen, wandte sich Abner um und fragte: Bist du Asael? Er antwortete: Ich bin es! Da sagte Abner zu ihm: Wende dich nach rechts oder links, packe einen von den jungen Leuten und nimm dir seine Rüstung! Aber Asael wollte von ihm nicht ablassen. Abner forderte den Asael noch einmal auf: Laß ab von mir! Ich müßte dich (gegen meinen Willen) zu Boden schlagen und wie könnte ich dann noch deinem Bruder Joab unter die Augen kommen? Doch Asael wollte von Abner nicht ablassen. Und so stieß ihm Abner den Speer in den Unterleib, so daß der Speer rückwärts herauskam. Und er stürzte dort hin und starb an der Stelle“ (2 Sam 2, 18—23).

Aus diesem Bericht wird klar, daß Joab weder die Pflicht noch das Recht hatte, hier die Blutrache auszuüben, weil ja sein Bruder Asael von Abner im Krieg getötet worden war. Noch dazu hatte Abner, wie aus dem Bericht zu ersehen ist, den Asael bewegen wollen, den Kampf gegen ihn aufzugeben, weil er das böse Ende für Asael voraussah und die Rache seines Bruders Joab fürchtete (V. 22). Doch Asael wollte von einem Aufgeben des Kampfes nichts wissen und so fiel er seinem Gegner Abner zum Opfer. Die Tötung Abners durch Joab war demnach keine gesetzlich anerkannte Blutrachetat, sondern ein Mord.

Der eigentliche Beweggrund, der Joab zum Mord an Abner trieb, war wohl der, daß er dem alten Parteidänger der Dynastie Saul nicht traute. In diesem Sinne äußert er sich ja auch in seiner Aussprache mit David: „Abner ist doch nur gekommen, um dich zu hintergehen . . .“ (2 Sam 3, 25). Ob nun Joab an der Ehrlichkeit Abners in seinem Innern zweifelte oder nicht, jedenfalls war er ein Gegner des Bündnisses mit ihm, weil er überzeugt war, daß Dawid mit Joabs Hilfe auch ohne schwächliche Bündnisse mit seinen Throngegnern werde fertig werden, zumal die Unfähigkeit des Ischboscheth schon längst zutage getreten war und seine Macht immer mehr abnahm, wie 2 Sam 3, 1 berichtet.

Wer die selbständige Art Joabs kennt, wird annehmen dürfen, daß, abgesehen von seinem Haß gegen Abner wegen der Tötung seines Bruders und abgesehen von seinem Mißtrauen gegen ihn, bei diesem Mord auch noch etwas anderes, sehr Persönliches im Spiele war. Joab fürchtete ohne Zweifel, in Abner einen Gegner zu bekommen, der, selbst wenn er ihm und dem König gegenüber ehrlich war, immerhin andere politische Ziele verfolgte und Wege ging als Joab. Er besorgte wohl, daß sein Nebenbuhler seine Pläne beim König werde zu durchkreuzen suchen; ja, daß Gefahr bestehe, daß er durch Abner mehr oder weniger kaltgestellt werde . . . Das alles war für einen Joab genug, den Mordplan zu fassen.

Noch besser verstehen wir die Gegnerschaft Joabs gegen Amasa. Er empfindet es begreiflicherweise als unwürdig, daß sich Dawid mit dem überhaupt einläßt und gar, daß er ihm — gleichsam als Lohn für seinen Verrat im Absalom-Aufstand — den Oberbefehl verspricht. Der Mann hat doch dem König gerade im gefährlichsten Abschnitt seiner Herrschaft die Treue gebrochen und noch dazu im Kriege nicht gerade glänzende Fähigkeiten gezeigt. Joab konnte sich ja von dieser militärischen Unzulänglichkeit Amasas durch Augenschein überzeugen; er stand ihm doch in der Schlacht als feindlicher Befehlshaber gegenüber und nahm sicher mit dem scharfen Auge des geübten Fachmannes die Fehler wahr, die sein Gegner bei der Lenkung des Kampfes gegen ihn beging. Am schwersten wiegt wohl hier die persönliche Seite: Joab, der durch seine Treue und Tüchtigkeit dem König im Absalom-Aufstand den Thron gerettet hatte, soll abgesetzt werden, und der gemeine Nichtskönner und Verräter rückt an seine Stelle. Joab mußte das Vorgehen des Königs, diese in seinen Augen ganz unwürdige und psychologisch vollständig verfehlte Kompromißpolitik als schreiendes Unrecht gegen sich empfinden und er hätte ein Heiliger sein müssen und kein Joab sein dürfen, wenn er nicht zum Schwert gegriffen hätte.

4. Die Morde in Dawids Augen

Anders sieht der König. In seinen Augen ist der zweifache Mord Joabs ein ungeheuerliches Verbrechen. Denn er hat die beiden Heerführer ermordet, wie Dawid scharf hervorhebt, obwohl der Friede mit ihnen schon geschlossen war. Durch diese Untaten Joabs fühlte sich der König selbst schwer belastet, weil er als König dafür verant-

wortlich ist, daß die Friedensabmachungen genau eingehalten werden, und dazu gehört auch die Sicherheit des Lebens der beiden Heerführer, die mit Dawid Frieden gemacht hatten.

Bezüglich des Mordes an Amasa fällt besonders schwer ins Gewicht, daß dieser der neu ausersehene Oberbefehlshaber Dawids war, daß also seine Ermordung ein Attentat auf die königliche Autorität war. Für einen König, besonders für einen orientalischen Despoten, ist das jedenfalls eine böse Sache: er bestimmt einen Feldherrn, und irgend ein Großer des Reiches räumt ihn hinterlistig aus dem Weg, weil diese Wahl seinen Ansichten und Absichten zuwiderläuft.

Zum Mord an Abner tritt als erschwerend hinzu, daß Joab die Bluttat im Bereich des königlichen Palastes verübte, also das Gastrecht, das jedem Morgenländer heilig ist, auf die gröbste Weise verletzte. Dawid mußte diesen Mord gerade auch deshalb als sehr schwere Beleidigung betrachten, die seinem königlichen Ansehen sehr zu schaden geeignet war.

Oft wird auch auf die hinterlistige Art dieser Morde hingewiesen, die uns, wie man sagt, ganz besonders abstößt, obwohl auch unserem Volk dieses Vorgehen durchaus nicht so fremd ist. Aber diese hinterlistige Art dürfen wir dem Joab nicht sehr verargen. In seinen Augen waren ja die beiden Opfer Schädlinge des Volkes und des Staates, denen gegenüber jedes Mittel erlaubt ist, wenn es gilt, sie unschädlich zu machen. Von dem Satz, daß der gute Zweck verwerfliche Mittel nicht zu rechtfertigen vermag, hatte Joab selber wie auch seine Zeit kaum eine Ahnung.

Man faßt den Auftrag Dawids, Joab zu töten, manchmal als Blutrachebefehl auf; doch um Blutrache im gewöhnlichen Sinn handelt es sich hier nicht. Wohl aber betrachtete es der König als seine Pflicht, den Schuldigen der verdienten Strafe zuzuführen, wenn der Strafvollzug aus irgendeinem Grund von Seite der dazu verpflichteten Verwandten ausblieb. Denn zu den heiligsten Aufgaben eines Herrschers gehört es ja, das Recht zu schützen und verbrecherische Gewalttat abzuwehren. Das war für einen Herrscher jener Zeit eine selbstverständliche Sache. Hamurabbi hebt diese Seite des königlichen Pflichtenkreises in seinem Prolog besonders scharf heraus.

Dazu kommt noch etwas, was freilich nur aus dem Denken dieser uns fernen Menschen heraus voll begriffen werden kann, nämlich die religiöse Überzeugung: Un-

schuldig vergossenes Blut, das nicht gesühnt wird, bringt Unglück nicht bloß über die Schuldigen im engeren Sinn, sondern möglicherweise auch über das ganze Volk. Darum muß es Dawid auch aus diesem Grund als seine Pflicht betrachten, dafür zu sorgen, daß der Mörder gebührend gestraft werde.

5. Ergebnis

So ergibt sich demnach aus unserer Prüfung des Tatbestandes etwas ganz anderes, als in volkstümlichen Kampfschriften gegen das Alte Testament gewöhnlich mit großer Aufmachung behauptet wird, daß sich nämlich in diesem Tötungsbefehl Dawids die ganze Niedertracht des Königs offenbare. In Wahrheit ist an Dawid nicht das zu tadeln, daß er den Tötungsbefehl überhaupt gegeben hat; denn den Doppelmord Joabs zu strafen, war seine Pflicht, ob es sich nun um einen Taglöhner handelte oder um einen hohen Würdenträger. Zu tadeln ist, daß er das verdiente Todesurteil bis über seinen Tod hinaus verschoben hat . . . aus Feigheit vor dem mächtigen Übeltäter und seiner Sippe, daß er die Blutschuld so lange auf dem Lande lasten ließ.

Dawid war sich dieser Pflicht sehr wohl bewußt; er sagte ja nach der Ermordung Abners: „Ich bin heute schwach, obwohl ich gesalbter König bin; aber diese Männer, die Söhne der Seruya, sind mir überlegen. Der Herr vergelte dem, der Böses tat, nach seiner bösen Tat.“ Er will sagen: Ich wage es nicht, an diesem Mächtigen die gebotene Strafe zu vollziehen, denn ich fürchte seinen Einfluß, seine Sippe („diese Männer“). Mein Königtum steht noch auf zu schwachen Füßen; das Vorgehen gegen Joab, sosehr es von vielen gebilligt würde, könnte eine Bewegung gegen mich heraufbeschwören, die mich um den Thron bringt. Damit sucht sich Dawid vor Gott und vor dem Volk zu rechtfertigen: es wäre meine Pflicht, aber ich kann nicht (2 Sam 3, 39). Außerdem war Joab wegen seiner Fähigkeiten und seiner Treue zum Königshause für ihn einfach unentbehrlich.

So schleppte David die langen Jahre das niederdrückende Bewußtsein mit sich herum, daß durch seine Schuld Blut auf dem Lande lastet. Allein er vermochte sich aus den angedeuteten Gründen zu einer Straftat gegen Joab nicht aufzuraffen. Erst kurz vor seinem Tod tut er die notwendigen Schritte dazu, aber auch jetzt ist er zu feig, die Strafe selbst vollziehen zu lassen; er überträgt diese Pflicht seinem Nachfolger Salomo. So wälzte er den

quälenden Gewissensdruck von seiner Seele. Wenn dann tatsächlich später seine Dynastie oder sein Volk von einem Unglück heimgesucht werden sollte, dann wird niemand sagen können, daß Dawid daran schuld sei, weil er die Blutschuld des Joab nicht gesühnt habe.

So hat sicher Dawid und so haben seine Zeitgenossen den Auftrag an Salomo verstanden. Daß dem König dieser Tötungsauftrag auch aus sehr persönlichen Gründen nicht sehr schwer gefallen sein wird, weil die wuchtige Persönlichkeit Joabs mit ihrer rücksichtslosen, unverrückbaren Zielstrebigkeit während seiner Regierungszeit seine königliche Autorität stark eingeengt und weil er dem König gelegentlich auch unangenehme Wahrheiten ins Gesicht gesagt hatte, daß Dawid ferner innerlich wünschen mochte, Joab unschädlich zu machen, weil er merkte, daß er ein Gegner Salomos und Anhänger des Adonias war — das alles mag richtig sein und bedeutet für den König kein Lob, aber wahr ist doch, daß Dawids Tötungsbefehl gegen Joab dem Rechtsempfinden der damaligen Zeit durchaus entsprach, ja von ihm gefordert wurde. Allein in der Menschheit ist nun einmal das sittliche Handeln in den meisten Fällen von der Eigenliebe, von oft schwer aufspürbaren niedrigen Trieben angekränkelt. Wir wollen an Menschen, die vor 3000 Jahren gelebt haben, also auch an David und auch an Joab, der trotz einnehmender Züge der tragischen Schuld verfällt, nicht einen Maßstab anlegen, der uns selber auch verhängnisvoll werden könnte — oder müßte, wenn derinst spätere Menschen es versuchten, ihn an uns anzulegen und unsere sittlichen Werte damit zu messen.

VI. Die Rache der Gabaoniten (2 Sam, Kap. 21)

1. Schuld und Sühne

Das 21. Kapitel des 2. Samuelbuches erzählt: „Einst herrschte in den Tagen Dawids drei Jahre lang eine Hungersnot, Jahr für Jahr. Dawid befragte daher den Herrn. Der Herr antwortete: Auf Saul und seinem Haus liegt eine Blutschuld, weil er die Gabaoniten getötet hat.“ Diese Gabaoniten hatten zur Zeit der Landnahme durch eine drollige List dem Josue das eidliche Versprechen herausgelockt, sie am Leben zu lassen, obwohl sie als Kanaaniter dem Tode verfallen waren (Jos 9). Trotz dieses Eides hatte sie König Saul in seinem übermäßigen

Eifer für die Israeliten und Judäer auszurotten versucht (übermäßige Einschätzung des eigenen Volkes).

Dawid ließ nun eine Abordnung der übriggebliebenen Gabaoniten zu sich kommen und fragte sie: „Was soll ich für euch tun und wie soll ich Sühne schaffen? Ihr sollt das Erbe des Herrn (Israel) segnen!“ (nicht verfluchen, wie ihr es bisher getan habt wegen der Bluttaten des Saul). Die Gabaoniten forderten sieben Nachkommen Sauls. Dawid lieferte ihnen zwei Söhne Sauls, nämlich die Söhne eines seiner Kebswieber, die Resphah hieß, aus und fünf Enkel Sauls. Sie vollzogen an ihnen die Rache für die Bluttat Sauls, indem sie sie auf dem Berg „vor dem Herrn“ aufhängten.

Es ist begreiflich, daß sich unser neuzeitliches Empfinden gegen eine solche blutige Rachetat empört; aber eben auch nur unser Empfinden, doch nicht das der damaligen Menschen. Diese fanden die Sache zwar bitter, aber durchaus in der Ordnung. Auch wir werden sie ganz anders sehen, wenn wir uns an unsere früheren Darlegungen erinnern und uns bemühen, diesen Menschen ihre Gedanken nachzudenken.

Eine Hungersnot herrscht im Land; Gott hat sie wegen der Bluttaten Sauls gesandt, weil sie noch nicht gesühnt sind. Hier haben wir die schon besprochene kollektive Verantwortung. Das ganze Volk trägt mit an der Schuldlast seines Königs; so denkt, wie wir gesagt haben, der damalige Mensch. Dieser uns so fremdartig und barbarisch anmutende Gedanke wäre auch von Gott aus, theologisch gesehen, verständlich, wenn das Volk derselben Gesinnung wie König Saul gewesen wäre und die Ausrottung des Fremdvolkes, der Gabaoniten, gebilligt hätte, obwohl es der ihnen zugeschworene Eid verbot. Wer die niedrigen, verbrecherischen Triebe kennt, die in jedem Volke schlummern und wach werden, wenn etwas oder jemand die Bestie weckt, der wird den Gedanken an eine Mitschuld des Volkes im angedeuteten Sinn kaum von sich weisen. Nun, dann trägt das Volk eben auch mit an der Strafe. Wäre diese Mitschuld nicht vorhanden, dann wäre die Hungersnot eine Belehrung, daß die Bluttaten Sauls sündhaft sind, also nicht nachgeahmt werden dürfen. Gott läßt den König wissen, daß das Blut der Gabaoniten noch immer nicht gesühnt ist; die Israeliten sollen immer wieder daran erinnert werden, daß Gott unveränderbar gerecht ist und auf seinen gerechten Forderungen besteht. Die wiederholte Erinnerung an diese

Wahrheit war bei einem Volke, das wie ein toller Junge fast nur für Schläge Verständnis hatte, eine erzieherische Notwendigkeit.

2. Wie ist die Sühne zu leisten?

Die Sühne muß geleistet werden, das wissen König und Volk. Das Wie überläßt Gott den Menschen. Er läßt sie diese Genugtuung leisten ihrer damaligen Rechtsauffassung entsprechend, wie er im Alten Testament die Menschen auch die Ehe schließen und halten läßt nach ihren damaligen Ehebegriffen, weil sie eine andere Sühneleistung nicht kannten und für die höhere Form der Ehe noch nicht reif waren.

Wir schauen uns jetzt diese Sühneleistung im einzelnen an. Dawid fragt die Gabaoniten: Was soll ich für euch tun? Sie antworten: Es ist uns Saul und seinem Hause gegenüber nicht um Silber und Gold zu tun (Vers 4). Das heißt: Wir lehnen eine Abfindung in Form eines Lösegeldes ab; das unschuldig vergossene Blut muß mit Blut gesühnt werden. Dieser scheinbar grausame Standpunkt entspricht Num 35, 31, wo, wie schon gesagt, verboten wird, den Mörder für ein Lösegeld freigehen zu lassen. Daß dieses Gesetz zwar hart ist gegen den Mörder, aber in diesen Zeiten notwendig als Schutz gegen die rechtlich Denkenden, haben wir schon gezeigt.

Ferner sagen die Gabaoniten: „Es steht uns auch nicht zu, irgend jemand in Israel zu töten.“ Sie wollen damit sagen: Es geht nicht an, daß wir irgendeinen aus Israel ohne Wahl als Sühnopfer dem Tod überantworten, sondern, so sagen sie weiter: „Der Mann, der uns aufgerieben hat und der darauf ausging, uns auszurotten, damit wir in keinem Gebiet Israels mehr bestünden, von dessen Söhnen gebe man uns sieben Männer.“ Sie wollen also die Blutrache an denen vollziehen, die dem eigentlich Schuldigen zunächst stehen. Wieder nach dem kollektiven Verfahren, nach welchem die Sippenglieder füreinander verantwortlich sind. Wir dürfen wohl annehmen, daß zwischen Saul und seinen Sippenangehörigen Gesinnungsverwandtschaft bestand, die noch gefördert wurde durch die Feindschaft gegen das Haus Dawid. Diese Leute von der Sippe des Saul werden alle Unternehmungen Sauls schon aus Haß und Trotz gegen die Dynastie Dawid, von der sie verdrängt worden waren, gebilligt haben — auch Sauls Bluttaten gegen die Gabaoniten. Wir haben ja selber in den letzten Jahren in unserer Mitte gesehen, wie haßerfüllte Menschen aus Parteirücksichten die unglaublich-

sten Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten zu rechtferigen und zu billigen verstehen. Demnach teilen sie in Anbetracht ihrer Gesinnung wohl auch die Schuld mit Saul, so daß auch hier falsche menschliche Rechtsbegriffe und Rechtsübungen und irrtumslose göttliche Gerechtigkeit wie zufällig — in Wahrheit aber nach ewigem göttlichem Plan — ineinandergreifen, ein Zusammentreffen, das sich wohl ungezählte Male in der Menschheitsgeschichte wiederholt.

Die Gabaoniten gedachten wohl, durch die Hinrichtung dieser sieben die Familie Sauls zur dauernden Bedeutungslosigkeit, zum Aussterben zu verurteilen . . ., also das bekannte Wiedervergeltungsgesetz: Auge um Auge, Zahn um Zahn . . . Saul hat die Gabaoniten ausrotten wollen. Die Sühne dafür ist: sie rotten die Familie Sauls aus. Sie sehen in der Hinrichtung dieser sieben eine religiöse Tat, denn sie sagen ausdrücklich: Wir wollen sie vor Jahweh aufhängen.

Manche Kritiker meinen, die Forderung Gottes nach der Sühne der Gabaonitenmorde sei eine Erfindung Dawids. Der König wollte dadurch eine scheinbare Rechtsbegründung für die Ausrottung der letzten Nachkommen Sauls schaffen, um so seine Dynastie vor einer weiteren Gefährdung von dieser Seite her zu sichern. Und so erklärte er, gestützt auf einen angeblichen Ausspruch des Herrn, die Hungersnot als eine Strafe für die noch nicht gesühnten Morde Sauls an den Gabaoniten. Nach dieser Darstellung hätten diese, von Dawid vorher im angedeuteten Sinn unterrichtet, die Tötung der sieben Nachkommen Sauls gefordert; das hätte der König von ihnen leicht erreichen können, weil sie ja begreiflicherweise von Wut und Rachegelüsten gegen ihren Todfeind Saul und sein Geschlecht erfüllt waren.

Allein diese unbeweisbare „Konstruktion“ ist ganz unnötig, weil ja der biblische Bericht ohne weiteres verständlich ist und daher einer „Ergänzung“, einer „Rekonstruktion“ nicht bedarf. Die von den Kritikern vermutete künstlich geschaffene Rechtsgrundlage erinnert allerdings sehr an ähnliche Rechtsübungen unserer Zeit. Daß aber auch unserem biblischen Bericht ein solcher Betrug zugrunde liege, müßte man ganz einwandfrei nachweisen, um es glaubwürdig zu machen. Aber statt des Beweises hat man nur eine Vermutung. Man sagt nämlich: Dawid geht gern krumme Wege und scheut vor unehrlichem Vorgehen nicht zurück, deshalb liegt auch in diesem Fall

eine ähnliche Vermutung nahe. Es ist richtig, daß Dawid gelegentlich auch krumme Wege geht und schlaue Winkelzüge nicht verachtet, wenn sie zum Ziele führen. Der harmloseste Fall dieser Art ist wohl sein Verhalten dem Philisterfürsten Achis gegenüber (1 Sam 21, 11—16 und 29, 1—11). Aber bei genauerem Zusehen und bei Berücksichtigung der damaligen moralischen Begriffe (vermeintliche Erlaubtheit der Notlüge und Verstellung) stellt es sich heraus, daß es solche Unehrlichkeiten sind, die Dawid seinen sittlichen Begriffen entsprechend mit seinem Gewissen vereinbaren konnte. Aber daß er einen Ausspruch Gottes erlogen und unter Berufung auf dieses erlogene Gotteswort einen siebenfachen Mord angestiftet hätte, das ist schwer glaublich, das hätte ohne Zweifel auch Dawid als schweren Frevel empfunden, und schon wegen der drohenden Strafe Gottes hätte er es nicht gewagt, einen derartigen Betrug aufzuführen. Dawid war ja doch bei allen seinen Fehlern ein tief religiöser Mensch, der es mit seinen Pflichten Gott gegenüber, so wie er sie verstand, ohne Zweifel ernst nahm. Wir haben uns in früheren Darlegungen davon überzeugen können, welche Angst diese Menschen vor dem göttlichen Strafgericht hatten. Durchschlagende Beweise lassen sich, wenn man die biblische Erzählung nur als profangeschichtlichen Bericht betrachtet, freilich weder für die eine noch für die andere Auffassung erbringen. Aber bei Berücksichtigung aller Umstände und namentlich der damaligen Denkart muß es auch dem Leugner der Inspiration aus obigen Gründen ganz unwahrscheinlich vorkommen, daß Dawid hier mit einem derart groben und in seinen Augen unsagbar frevelhaften Betrug vorgegangen sei. Für uns, die wir den Abschnitt als inspiriert betrachten, ist ein solcher Betrug durch den Wortlaut des Textes ausgeschlossen.

Übrigens angenommen, aber nicht zugegeben, daß ein solcher Betrug vorläge, so würde das an unserer Erklärung der religiös-sittlichen Hintergründe des hier geschilderten Ereignisses nichts ändern, weil ja dann der Betrug Dawids auch wieder auf den damaligen Vorstellungen von Verbrechen und Sühne aufgebaut wäre, die wir darzulegen versucht haben.

3. Versöhnlicher Ausklang

Die Leichen der sieben Hingerichteten blieben unbeerdigt auf der Bergeshöhe. Das war für die Hinterbliebenen wohl das Bitterste. Kein Grab, den wilden Tieren

preisgegeben! Hier setzt nun als Anhang ein Bericht ein, der gerade deshalb so ergreifend wirkt, weil er eine wahrhaft große Tat so kurz und schlicht erzählt. Er sei hier noch gebracht, da er besonders geeignet ist, uns in das geheimnisvolle Seelenleben dieser Menschen der fernen Vergangenheit Einblick zu gewähren. Der Bericht lautet: „Da nahm Resphah (die Mutter von zweien der Hingerichteten), die Tochter Ajas, ein Trauergewand und breitete es auf dem Felsen für sich als Lager aus von Beginn der Ernte an, bis sich der Regen vom Himmel über die Leichen ergoß. Sie verhinderte, daß bei Tag die Vögel des Himmels und bei Nacht die Tiere des Feldes an sie herankamen“ (Vers 10).

Wenn schon den Getöteten zu allem noch die größte Schmach angetan wird, daß nämlich ihren Leichen das Grab versagt wird, so soll wenigstens verhindert werden, daß sie von Tieren zerrissen werden und ihnen zum Fraße dienen. Darum harrt diese Heldenfrau auf der Bergeshöhe aus; sie vergißt dort ihre natürliche weibliche Schwäche und Furchtsamkeit und verscheucht mit Schreien und drohenden Gebärden das wilde Getier von den Leichen . . . fünf bis sechs Monate lang.

Der Fall zeigt, welch unerhörte sittliche Kraft, welches Heldentum diese Menschen zu entfalten vermochten, wenn sie sich verpflichtet fühlten, uralte, unantastbare heilige Rechte zu schützen, deren Verletzung in ihren Augen ein ungeheuerlicher Frevel war, diese Menschen, die uns so hart, wild und blutdürstig zu sein scheinen. Das sittliche „Muß“ war eben unter dem Einfluß ihres härteren Gottesbegriffes viel eckiger und unnachgiebiger als bei uns; es vermochte, wie man sieht, die sittliche Kraft gewaltig zu steigern. Dieses rücksichtslose sittliche „Muß“ des Alten Bundes ist im Neuen durch die Liebe ersetzt worden, die noch mehr zustande bringen soll als das harte Muß von damals. Verhängnisvoll ist es aber, wenn ein Mensch, ein Volk das sittliche Muß des Alten Bundes nicht mehr kennt und die Liebe des Neuen noch nicht erfaßt hat. Da drohen die Dinge schlimmer zu werden als im erbarmungslosen Alten Testament.

Unser Fall warnt wieder davor, im Alten Testament nur das Harte und Blutige zu sehen und darauf sein vernichtendes Urteil zu gründen, über den wenig ansprechenden Geschehnissen die großen Gedanken zu übersehen, die dahinter stehen. Sogar die Tat der Gabaoniten, so widerlich sie uns zu sein scheint, so sehr sich in ihr

niedrige menschliche Rachegelüste ausgetobt haben mögen, entbehrt nicht eines großen sittlichen Gedankens. Sie ist ja im Grunde gedacht als unerbittliche Sühne für einen Massenmord, der noch dazu unter Verletzung eines Eides verübt worden war. Ein solches Verbrechen war nach der Überzeugung der damaligen Menschen etwas so Schreckliches, daß ihnen die Strafe, die entsprechend der allgemein anerkannten Kollektivverantwortung vollzogen wurde, durchaus gerecht und angemessen erscheinen mußte.

Die erschütternde Erzählung von der Rache der Gaboniten und der Heldenfrau Resphah findet einen versöhnlichen Abschluß. Dáwid, offenbar tief bewegt von der großen Tat der Resphah, läßt die Hingerichteten samt den Überresten der Leichen Sauls und Jonathans im Familiengrab des Kisch, des Vaters Sauls, beisetzen. Die Sühne war geleistet; darum verkündet der letzte Satz dieses düsteren Abschnittes: „Daraufhin schenkte Gott dem Land wieder seine Huld.“

Gedanken und Ratschläge zum Testament des Priesters

Von Prof. Dr. August Bloderer, Steyr (O.-Ö.)
(Fortsetzung)

III. Wie errichtet man ein rechtsgültiges Testament?

A) Allgemeine Gesichtspunkte

Eine Erklärung des Letzten Willens ist eine Anordnung, durch die ein Erblasser sein Vermögen oder einen Teil davon einer oder mehreren Personen widerruflich auf den Todesfall überläßt (§ 552 AbGB). Enthält die letztwillige Verfügung eine Erbeinsetzung, so heißt sie Testament; enthält sie aber nur andere Verfügungen, so heißt sie Kodizill (§ 553 AbGB). Das deutsche Recht kennt diese Unterscheidung nicht, und in Österreich ist sie dem Volke ziemlich fremd, ein Umstand, der mitunter zu Überraschungen und Enttäuschungen führt. Die Formvorschriften sind für beide gleich. Findet sich also im Letzten Willen ein Ausdruck wie: „Zum Erben meines Vermögens setze ich ein . . .“, so liegt ein Testament vor. Der Erblasser muß den Erben selbst einsetzen. Er kann dessen Ernennung nicht einem Dritten übertragen (§ 564 AbGB, § 2065 BGB). So wäre die Erklärung, sein

Vermögen dem Pfarrer übergeben zu haben, daß er damit schalten und walten könne, wie er wolle, keine gültige letztwillige Verfügung. Nach dem natürlichen Sittengesetz entscheidet der Wille des Erblassers darüber, wem sein Nachlaß zufallen soll; aber das positive Recht verlangt, daß dieser Wille in der gesetzlich vorgeschriebenen Form, im Zustand der vollen Besonnenheit, mit Überlegung und Ernst, frei von Zwang, Betrug und wesentlichem Irrtum erklärt werde (§ 565 AbGB). Die Verstandes- und Willensmängel, die sonst schon in Jus und Moral eine große Rolle spielen, bieten bei Testamenten einen Tummelplatz für Erbschaftsprozesse. Da der Wille des Erblassers klar erklärt werden muß, genügt eine bloße Bejahung eines ihm gemachten Vorschlages nicht. Es besteht jedoch kein Zweifel darüber, daß unter Umständen auch durch Zeichen, z. B. durch Kopfnicken, eine klare Erklärung abgegeben werden kann.

Grundlegend ist ferner die Testierabsicht. Schreibt jemand einem Freunde einen Brief des Inhalts, wie er testieren wolle, so ist dieser Brief, auch wenn zufällig alle Förmlichkeiten — eigenhändig geschrieben und unterschrieben — gewahrt sind, doch kein Testament, weil der Briefschreiber mit diesem Brief kein Testament errichten wollte. Auch ein Testamentsentwurf ist noch kein Testament. Doch entscheidet die Überschrift nicht. Findet sich ein Schriftstück vor mit der Überschrift: „Testamentsentwurf“ und hat dieses Schriftstück nur die Bedeutung „Entwurf“, aber nicht endgültiges Testament, so liegt kein rechtskräftig erklärter Letzter Wille vor. Hat aber der Ausdruck „Entwurf“ die Bedeutung: Gegensatz zur Reinschrift, so liegt ein rechtsgültiges Testament vor. Wenn der Erblasser die Form eines Wunsches oder einer Bitte wählt, kann es zweifelhaft sein, ob er eine letztwillige Anordnung habe treffen wollen. Ein hinterlassener Brief, in dem der Erblasser an seine Verwandten bitten betreffs seines Vermögens richtet, muß nicht ohneweiters als Testament behandelt werden. Der Erblasser ist Eigentümer seines Vermögens, er braucht darum nicht zu bitten, er kann befehlen, er kann anordnen. Es ist allerdings zuzugeben, daß der Imperativ nicht allen Leuten liegt.

Zwang, Betrug, Mangel an Besonnenheit und wesentlicher Irrtum machen eine letztwillige Verfügung ungültig. Bloßes Zureden begründet keinen Zwang, wohl aber Täglichkeit. Es ist aber immerhin denkbar, daß gesetzliche Erben, die sich zurückgesetzt fühlen, in einem Erbschafts-

prozeß gegen den Testamentserben durchdringen, wenn sie dartun können, daß ein seniler, einfältiger Erblasser durch kräftiges, inständiges, immer wiederholtes Zureden im Sinne der Beeinflussung testiert hat. Mangel an Besonnenheit liegt vor, wenn eine letztwillige Erklärung im Zustand der Raserei, des Wahnsinns, des Blödsinns oder der Trunkenheit erfolgte. Wenn nur bewiesen werden kann, daß der Erblasser nicht im Vollbesitz seiner Geisteskräfte gewesen ist, bleibt das Testament gültig. Mangel an Besonnenheit wird auch bei Verschwendern und bei Personen unter 18 Jahren angenommen. Gerichtlich erklärte Verschwender können nur über die Hälfte ihres Vermögens testieren, die andere Hälfte fällt den gesetzlichen Erben zu. Unmündige sind unfähig zu testieren, Minderjährige unter 18 Jahren können nur mündlich vor Gericht testieren, wobei sich das Gericht überzeugen muß, daß der Minderjährige seine Erklärung frei und mit Überlegung abgibt, was im Protokoll zu vermerken ist (§ 569 AbGB). Personen unter 18 Jahren können auch ein mündliches notarielles Testament errichten.

Wesentlicher Irrtum liegt nur bei Verwechslung von Personen und Sachen, nicht aber schon bei falscher Benennung vor (§ 570 AbGB). Der Irrtum im Motiv macht das Testament nur dann ungültig, wenn bewiesen werden kann, daß der Wille des Erblassers einzlig und allein auf diesem irrgen Grund beruht habe.

Unfähig zu testieren sind Ordenspersonen mit feierlichen Gelübden (§ 573 AbGB). Sie können dies nur, wenn 1. der Orden die besondere Begünstigung erlangt hat, daß seine Mitglieder testieren können, z. B. der Deutsche Orden, dessen Mitglieder mit allgemeiner Bewilligung des Hoch- und Deutschmeisters testieren können. Johanner-Ordensritter und Redemptoristen sind testierfähig. 2. Wenn die Ordenspersonen Dispens von ihren Gelübden erhalten haben, z. B. ein säkularisierter Benediktiner oder Kapuziner. 3. Die Mitglieder der staatlich aufgehobenen Klöster, Stifte und Orden. 4. Wenn Ordenspersonen in einem solchen Verhältnis angestellt sind, daß sie vermöge der politischen Verordnungen nicht mehr als Angehörige des Klosters, des Stiftes oder des Ordens angesehen werden und vollständig Eigentum erwerben können, wenn z. B. ein Benediktiner Diözesanbischof wird. Für Ordenspriester, die auf Pfarren wirken, die einem Stifte inkorporiert sind, gilt dies natürlich nicht. Auch über sein peculium kann der Ordensmann nicht testieren. Dieses fällt dem Kloster zu.

Die Gültigkeit einer letztwilligen Verfügung richtet sich nach dem Zeitpunkt ihrer Errichtung (§ 575, 576 AbGB). Ein rechtsgültig erklärter Letzter Wille wird durch ein später eintretendes Hindernis nicht ungültig und ein ungültig erklärter durch den späteren Wegfall des Hindernisses nicht gültig. Einige praktische Würfe zu dem Gesagten seien hier angeführt. Man bezeichne die Erben oder Legatäre so genau, daß an ihrer Identität kein Zweifel obwalten kann. Die Angabe der Anschrift oder des Verwandtschaftsgrades ist nicht notwendig, kann aber von Vorteil sein; denn Personen mit dem Namen Franz Huber, Karl Mayer oder Josef Gruber könnte es auch schon in einem kleineren Orte mehrere geben. Die Bezeichnung: Ich setze meinen Bruder Karl zum Erben ein, genügt; ebenso: Ich setze den Bischof von . . . zum Erben ein (laut Entsch. v. 4. 6. 1879 ist damit der jeweilige Diözesanbischof gemeint¹⁾). Mit der Bezeichnung: Ich setze die Person zum Erben ein, bei der ich zur Zeit meines Todes meinen dauernden Aufenthalt habe, kann auch eine juristische Person, z. B. ein Kloster oder eine Gemeinde, gemeint sein. Ein pensionierter Pfarrer z. B. hält sich bei seinem Bruder auf. Er rechnet damit, daß er bei ihm bleibt, und testiert in der angegebenen Art. Infolge der Erkrankung des Bruders übersiedelt er in ein Kloster und stirbt dort. Dann wird das Kloster Erbe. Oder: Ein Erblasser ist in der letzten Zeit seines Lebens in der Armenversorgung im Versorgungshaus gewesen. Erbe wird die Gemeinde. Gültig und hinreichend klar ist auch die Einsetzung mehrerer, nicht namentlich benannter Personen, wenn sie sonst näher bezeichnet sind, z. B.: Ich setze zu Erben meines Vermögens zehn Arme der Gemeinde X ein, die vom Bürgermeister zu bestimmen sind. Gültig ist auch: Zum Erben meines Vermögens setze ich die Person ein, die mich zuletzt gepflegt hat. Der Erblasser meint damit eventuell seine Nichte, die ihn pflegt. Wie aber, wenn er sich einer gefährlichen Operation unterziehen, im Spital bleiben muß und dort nach einem halben Jahr stirbt? Das Spital hat er nicht einsetzen wollen. Setzt ein Priester die Armen ohne nähere Ortsangabe zu Erben ein, so wird sein Nachlaß, wenn er bleibend auf einem Benefizium installiert war,

¹⁾ Eine Behörde, z. B. Bezirkshauptmannschaft, Bischöfliches Ordinariat, Kreisgericht, Diözesangericht, kann nicht zum Erben eingesetzt werden, da sie keine juristische Person und daher nicht erbfähig ist.

dem Lokalarmenfonds des Ortes, bzw. der politischen Gemeinde zugewiesen, wo er zuletzt angestellt war; hatte er kein Benefizium inne, dann wird der Nachlaß der Gemeinde überwiesen, wo er zuletzt gewohnt hat. Setzt jemand seine Seele ohne nähere Bestimmung zum Erben ein, so wird ein Drittel des Nachlasses für Messen verwendet, zwei Drittel werden dem Lokalarmeninstitut mit der Verpflichtung zugewiesen, daß die Armen für den Verstorbenen zu beten haben (Hofdekret vom 17. 9. 1812, IGS 1006). Diese Verfügung ist ein Nachklang zu einer Bestimmung Justinians (Cod. I, 2, 26; Cod. I, 3, 46), daß Erbeinsetzung auf Gott, die Heiligen und die Armen der Kirche zur Durchführung übergeben werden solle. Eine ähnliche Bestimmung gilt laut gleichem Hofdekret, wenn der Geistlichkeit eine Summe auf fromme Werke legiert wird, die zur Ruhe und Rettung der Seele des Erblassers verwendet werden soll. Ein Drittel wird für Messen, zwei Drittel als Almosen für die Armen mit der Auflage verwendet, für den Erblasser ein angemessenes Gebet zu verrichten. Ist den Dienstboten etwas vermacht und sind sie bloß durch das Dienstverhältnis näher bestimmt, so sind die gemeint, die zur Zeit des Ablebens des Erblassers in dessen Dienstverhältnis gestanden sind; außer es sprechen Vermutungsgründe dafür, daß die gemeint sind, die zur Zeit der Errichtung des Testaments im Dienstverhältnis standen.

Bei Vermächtnissen sehe man darauf, daß die Summe genau angegeben und die Sache genau bezeichnet und eindeutig beschrieben ist. Man übersehe den Unterschied zwischen Erbschaft und Vermächtnis nicht (§ 535 AbGB). Dem Nichtjuristen ist diese Unterscheidung vielfach nicht geläufig. Daraus erklären sich die unklaren Ausdrücke, die sich so oft in Testamenten finden, so daß es nicht immer leicht ist, zu unterscheiden, ob eine Erbeinsetzung oder ein Vermächtnis vorliegt. Mitunter ist es sehr schwer, den Willen des Erblassers festzustellen. Es ist daher angebracht, klare Bezeichnungen zu wählen. Wenn es also im Testament heißt: Zum Erben meines Vermögens setze ich Karl Mayer ein, meine Bibliothek vermache ich dem Theologen Josef Huber, dann ist die Ausdrucksweise eindeutig. Karl Mayer ist Erbe, Josef Huber ist Legatar. Huber hat kein Erbrecht, sondern ein Forderungsrecht. Steht aber geschrieben: Zum Erben meiner Bibliothek setze ich den Theologen Josef Huber ein, das übrige vermache ich Karl Mayer, dann ist Mayer trotzdem Erbe und Huber Legatar. Es liegt eine unklare Aus-

drucksweise vor, aber der Wille des Erblassers ist leicht festzustellen. Dem Huber ist eine Sache vermacht, dem Mayer ein Erbteil, nämlich das übrige. Heißt es: Was nach Begleichung meiner Schulden, die auf meinem Hause lasten, übrig bleibt, vermache ich Franz Brunner, dann ist Brunner Erbe. Oder: Mein Neffe Franz soll 5000 Schilling erben, das andere vermache ich meiner Nichte Elisabeth. Elisabeth ist Erbin, der Neffe ist Legatar. Umfaßt aber der vermachte Gegenstand das gesamte Vermögen, dann ist der mit dem Gegenstand Bedachte trotzdem Erbe und nicht bloß Vermächtnisnehmer. Wenn ein Gelehrter, der eine wertvolle Bibliothek besitzt, testiert: Ich vermache meine Bibliothek meinem Neffen Karl, Theologiestudenten in A., und finden sich im Nachlaß außer der Bibliothek nur ein paar alte Wäsche- und Kleidungsstücke, dann ist der Neffe Karl Erbe, denn er ist auf das ganze Vermögen des Gelehrten eingesetzt.

Bei begünstigten Vermächtnissen fallen Anfallstag und Zahlungstag zusammen, das heißt, sie können sogleich gefordert werden (§ 685 AbGB), während dies bei anderen erst nach einem Jahre, vom Tode des Erblassers an gerechnet, der Fall ist. In der Praxis kann allerdings auch bei begünstigten Vermächtnissen die Auszahlung nicht sogleich erfolgen. Begünstigt sind kleine Belohnungen des Dienstgesindes und fromme Vermächtnisse. Zu den frommen Vermächtnissen gehören nach dem bürgerlichen Recht nicht nur solche, die für religiöse Zwecke bestimmt sind, sondern auch solche, die z. B. für die Armenpflege oder für ein Ferienheim bestimmt sind. Das bürgerliche Recht zieht den Kreis weiter als das kirchliche.

Am besten verwendet man bei der Einsetzung der Erben und bei der Bestimmung der Vermächtnisse den Indikativ oder den Imperativ: „Ich setze ein . . .“, „Mein Erbe soll sein . . .“, „Ich vermache . . .“, „Dem X soll ausgefolgt werden . . .“ Der dem römischen Recht eigen-tümliche Imperativ ist allerdings den Leuten unserer Gegend nicht so geläufig. Man vermeide die Form des Wunsches oder der Bitte. Man vermeide, soweit tunlich, Bedingungen, Begründungen und Auflagen. Deren Interpretation ist nicht immer leicht, kann zu Zweifeln Anlaß geben und zu Prozessen führen. Man vergesse nie, daß Haß und Mißgunst meist schärfere Sinne haben als Liebe und Gerechtigkeit. Als der ganzen Weisheit letzter Schluß ergibt sich: Für den Inhalt einer letztwilligen

Verfügung ist einzig und allein der Wille des Erblassers ausschlaggebend, aber der muß formgerecht abgefaßt, eindeutig, klar und mit Überlegung und Freiheit niedergelegt sein.

B) Die Testamentsformen

Man kann außergerichtlich oder gerichtlich, schriftlich oder mündlich, schriftlich mit und ohne Zeugen testieren (§ 577 AbGB).

1. Öffentliche Testamente

Das gerichtliche und das ihm gleichzuhaltende notarielle Testament gehören zu den öffentlichen Testamenten, weil sie als öffentliche Urkunden gelten. Beim gerichtlichen Testament müssen die folgenden Personen in Funktion treten. Zwei eidliche Gerichtspersonen, von denen einer in dem Ort, wo das Testament errichtet wird, das Richteramt zusteht. Es muß dies jedoch nicht der Gerichtsvorsteher sein. Die andere Person kann auch ein Kanzleigehilfe oder der Protokollführer sein. An Stelle der zweiten Gerichtsperson kann der Richter auch zwei Zeugen beziehen (§§ 587 bis 590 AbGB). Beim notariellen Testament muß der Notar einen zweiten Notar oder an dessen Stelle zwei Zeugen beziehen. Die Gerichtspersonen und die Notare müssen die Eigenschaften von fähigen Testamentszeugen besitzen, und für sie gelten betreffs der Erbteile oder Legate die gleichen Einschränkungen, wie sie für Zeugen bei privaten Testamenten festgelegt sind (§§ 594—596 AbGB). Ist z. B. in dem Testament, das dem Gericht verschlossen überreicht wird, der Bruder des Richters bedacht, dann ist dieses Vermächtnis nichtig. Das gerichtliche Testament kann ebenso wie das notarielle schriftlich oder mündlich errichtet werden.

a) Schriftlich. Der Erblasser übergibt dem Gericht oder dem Notar eine schriftliche, von wem immer — auch mit Schreibmaschine — geschriebene, aber von ihm eigenhändig unterschriebene Willenserklärung. Die Übergabe muß persönlich erfolgen. Da die Übergabe des Schriftstückes ein Teil des Testierens ist, ist Stellvertretung nicht zulässig. Kann der Erblasser infolge Krankheit oder anderer Behinderung nicht selbst erscheinen, so darf der ganze Akt auch im Hause des Testators vorgenommen werden. Der Aufsatz wird versiegelt und auf dem Umschlag vermerkt, wessen Letzter

Wille darin enthalten ist. Über den ganzen Vorgang wird ein Protokoll aufgenommen, das von den Gerichtspersonen oder Notaren oder an Stelle der zweiten Amtsperson von den beigezogenen zwei Zeugen unterfertigt werden muß. Das Datum des Protokolls gilt als Datum des Testaments. Wesentlich ist das Datum nicht. Das Testament bleibt gültig, auch wenn die Versiegelung oder die Aufnahme des Protokolls übersehen worden wäre. Nach Ausfertigung eines Empfangsscheines wird das Testament gerichtlich in einem verschlossenen Schrank feuersicher verwahrt.

b) *Mündlich*. Der Erblasser erklärt mündlich vor den oben erwähnten Personen seinen Letzten Willen. Darüber wird ein Protokoll aufgenommen, das wie ein schriftliches Testament unterschrieben, versiegelt und hinterlegt wird. Vom notariellen Testament ist das Testament, das in Form eines Notariatsaktes errichtet wird, zu unterscheiden. Bei diesem entfällt die Aufnahme des Protokolls.

Der Testator kann persönlich oder durch einen Machthaber, der mit einer besonderen Vollmacht versehen sein muß, ein öffentliches Testament zurückverlangen. Damit hört aber das Testament auf, eine öffentliche Urkunde zu sein, denn der Testator kann nur das private, nicht aber das öffentliche Testament in eigener Verwahrung haben. Ob es als privates Testament weiterhin Geltung haben kann, hängt davon ab, inwieweit es den Formvorschriften eines privaten Testaments entspricht, ein Umstand, der nicht übersehen werden darf. Das Protokoll selbst darf nie ausgefolgt werden. Das mündlich errichtete Testament kann daher nie zurückverlangt, wohl aber in jeder testamentarischen Form widerrufen werden.

Der Vorteil eines solcherart errichteten Testaments besteht darin, daß es als öffentliche Urkunde gilt, die Vermutung der Echtheit für sich hat (§ 310 der Zivilprozeßordnung) und der Gefahr der Unterschlagung entrückt ist. Dem steht der Nachteil gegenüber, daß die Errichtung mit Unkosten und mit besonderen Formvorschriften verbunden ist. Die öffentlichen Testamente sind in Österreich relativ selten und wenig beliebt.

2. Private Testamente

a) Das eigenhändig geschriebene Testament (*Testamentum holographum*). Die einfachste und billigste, in Österreich und Deutschland beliebteste

Form des Testamento ist das eigenhändig geschriebene Testament, das auf eine Novelle Valentinians III. aus dem Jahre 446 zurückgeht.

Der Erblasser, der über 18 Jahre alt sein muß, muß das Testament eigenhändig schreiben und eigenhändig unterschreiben (§ 578 AbGB). Das sind nach dem österreichischen bürgerlichen Recht die einzigen wesentlichen Formvorschriften. Die Beisetzung des Datums und des Ortes ist ratsam, aber nicht notwendig. In Deutschland (§ 2231 BGB) und in der Schweiz (Art. 505 ZGB) sind mangelhaft datierte Testamente ungültig, und es wird verlangt, daß Ort und Datum eigenhändig geschrieben sind. Das Testament kann mit Tinte, Kreide, Bleistift oder teils mit diesem Stoff und teils mit jenem geschrieben sein; es kann auch stenographiert sein. Auch der Stoff, auf dem es geschrieben ist, ist Nebensache. Es kann auf einem Blatt Papier, auf einer Visatkarte, auf einer Tafel, auf einem Brett geschrieben stehen. Es genügt, daß die Schrift für Schreibkundige lesbar ist. Ein mit Schreibmaschine geschriebenes Testament ist nicht eigenhändig geschrieben. Eine Unterschrift in der Form eines Stammpiglienaufdruckes gilt nicht als eigenhändige Unterschrift. Die Unterschrift muß am Ende der Urkunde stehen, das heißt, es gilt nur das, was durch die Unterschrift gedeckt ist. Besteht die Testamentsurkunde aus mehreren Blättern, dann soll man sie heften oder numerieren. Es ist nicht notwendig, jedes Blatt für sich zu unterschreiben, kann aber mitunter von Wert sein. Auf jeden Fall ist darauf zu achten, daß kein Zweifel über die Reihenfolge der Blätter entstehen kann, beziehungsweise, daß jeder Verdacht der Unterschiebung eines Blattes ferngehalten wird. Die Verfügungen, die nach der Unterschrift folgen, gelten nicht. Wird also zum fertigen Testament ein Zusatz gemacht, so muß eine neue Unterschrift beigesetzt werden. Einschiebungen, die später zwischen den Zeilen oder am Rand vom Erblasser gemacht werden, sind durch die frühere Unterschrift gedeckt. Ein Zusatz von fremder Hand gilt als nicht beigesetzt. Damit keine späteren Einschübe von fremder Hand gemacht werden können, ist es ratsam, die ganze Fläche der Urkunde so zu beschreiben, daß kein leerer Fleck bleibt, oder leere Felder mit Strichen auszufüllen. Es ist am besten, mit dem vollen Namen zu unterschreiben. Unter Umständen kann aber der Vorname genügen, z. B.: Euer Sohn Franz. Nicht hinreichend wäre die Fertigung: Euer Sohn. Nach österrei-

chischem Recht kann ein Blinder eigenhändig testieren, nach deutschem nicht (§ 2247 BGB).

Die Vorteile dieses Testamento liegen auf der Hand. Es braucht kein Zeuge beigezogen werden. Der Inhalt bleibt geheim, und so können unerwünschte Einflüsse umso leichter ferngehalten werden. Ein solches Testament erfordert keine Auslagen, es kann jederzeit abgeändert und ergänzt werden. Die Formvorschriften sind namentlich nach dem österreichischen bürgerlichen Recht so einfach, daß sie fast nicht mehr einfacher sein könnten. Dadurch ist die Gefahr eines Formfehlers auf ein Minimum reduziert, man kann sagen, fast ausgeschlossen. Daher kommt es, daß selbst Gerichtspersonen, Rechtsanwälte und Notare von der Errichtung eines öffentlichen Testamento abraten und die Abfassung eines selbstgeschriebenen Testamento empfehlen. Allen diesen Vorteilen steht nur der beachtenswerte Nachteil gegenüber, daß ein solches Testament leichter unterschlagen werden kann oder daß die Stelle nicht auffindbar ist, wo es hinterlegt ist. Es existieren jedoch Wege genug, um diesen Nachteilen auszuweichen.

Ein paar Winke seien angegeben. Ein Wegschneiden der Unterschrift kann dadurch verhindert werden, daß die Zeilen auf der Rückseite der Urkunde quer zu denen auf der Vorderseite geführt werden. Eine Unterschlagung kann durch die formgerechte Abfassung einer gleichlautenden Zweitschrift illusorisch gemacht werden, die der Erblasser bei einem guten Bekannten, z. B. bei einem Nachbarspfarrer, hinterlegt. Auf der Zweitschrift kann vermerkt werden: „Duplikat, mit dem Original vollständig übereinstimmend.“ Auf der Erstschrift kann die Anmerkung gesetzt werden: „Eine gleichlautende Zweitschrift ist anderswo hinterlegt.“ Zur Vermeidung von Unklarheiten muß sich dann allerdings der Erblasser auch der Mühe unterziehen, bei einer Änderung des Testamento beide Fassungen, Original und Duplikat, zu ändern, da bei Fehlen des Datums eventuell beide Testamente, das frühere und das spätere, nebeneinander in Geltung bleiben könnten, soweit sie miteinander vereinbar wären. Zur leichteren Auffindung des Testaments im Ernstfall soll dem Dechant oder einem Nachbarspfarrer oder sonst einer Vertrauensperson angegeben werden, wo es sich findet. Auf solche Weise lassen sich so ziemlich alle Nachteile ausgleichen, die mit einem selbstgeschriebenen Testament verbunden sein könnten.

b) Das fremdhändige Testament (Testamentum allographum). Die Formvorschriften für das fremdhändig geschriebene Testament sind viel komplizierter (§ 579 AbGB). Ein Erblasser, der seinen Letzten Willen von einer anderen Person schreiben läßt oder eventuell mit Schreibmaschine selber schreibt, muß die von wem immer geschriebene Urkunde eigenhändig unterschreiben. Ferner muß er vor drei fähigen Zeugen, von denen wenigstens zwei gleichzeitig anwesend sein müssen, ausdrücklich erklären, daß der Aufsatz seinen Letzten Willen beinhaltet. Endlich müssen alle Zeugen sich auf der Urkunde mit einem auf ihre Eigenschaft als Zeugen hinweisenden Zusatz unterschreiben. Der Schreiber des Testamente kann Zeuge sein. Er kann unterfertigen als Zeuge und Schreiber des Letzten Willens. Die Zeugen müssen ihrem Namen beifügen: als Zeuge. Dieser Zusatz muß jedoch nicht von jedem für sich beigefügt werden; es genügt auch: als Zeugen. Es schadet auch nicht, wenn die Zeugen angeben, mit wem sie gleichzeitig anwesend waren. Die Unterschriften müssen auf der Urkunde selber stehen. Das kann auch auf der Rückseite sein. Ungültig wäre der Letzte Wille, wenn die Unterschriften der Zeugen auf einem eigenen Blatt oder auf dem Umschlag stünden, in dem das Testament verwahrt wird. Das Handzeichen eines Zeugen genügt nicht. Den Inhalt des Testamente brauchen die Zeugen nicht zu wissen. Der Erblasser kann unterschreiben, wann er will, vor oder nach den Zeugen. Die Erklärung eines Zeugen, daß seine Unterschrift unecht sei, genügt, um das Testament zu Fall zu bringen. Es steht der Gültigkeit des Testamente nicht entgegen, daß dem Erblasser bei der Unterfertigung die Hand geführt wurde. Hilft also jemand einem zittrigen Greis bei der Unterschrift durch zarte Führung der Hand, so ist und bleibt dies eine eigenhändige Unterschrift. Sie ist ganz nach dem Willen des Erblassers mit erwünschter Hilfe zustandegekommen. Ungültig ist selbstverständlich jede Unterschrift, die mit Gewaltanwendung zustandegekommen ist. Einem schwachen, alten Menschen wird z. B. von drei Männern ein Schriftstück mit der Aufforderung vorgelegt, dieses durch seine Unterschrift als sein Testament anzuerkennen. Einer der Männer erfaßt die Hand des sich weigernden Greises und führt sie bei der Unterschrift.

Der Erblasser muß ausdrücklich vor den Zeugen erklären, daß die Urkunde seinen Letzten Willen beinhalte.

Er muß sie den Zeugen vorweisen, und daher muß sie zur Hand sein. Die Zeugen müssen wissen, daß sie ein Testament unterfertigen. Kann eine diesbezügliche ausdrückliche Erklärung auch durch Zeichen abgegeben werden? Dies hängt ganz von den Umständen ab. Angenommen, ein Pfarrer wird bei einem Unfall so schwer verletzt, daß er nicht mehr reden kann. Er hat noch die Kraft, einen mit Schreibmaschine geschriebenen Testamentsentwurf eigenhändig zu unterschreiben. Wenn er nun drei anwesenden Personen andeutet, sie möchten unterschreiben, und auf ihre Frage, ob dies sein Letzter Wille sei, mit dem Kopf nickt, so ist dies eine ausdrückliche Erklärung im Sinne des § 579 (AbGB). Nicht hinreichend aber ist laut Entscheidung, wenn der gesunde Erblasser auf die Mitteilung, daß die Zeugen zur Beisetzung der Unterschrift gekommen wären, mit dem Kopf nickt.

Man sieht, beim fremdhändigen Testament ist auf eine Reihe von Formvorschriften Bedacht zu nehmen, und darum kommt es mitunter vor, daß ein fremdgeschriebenes Testament infolge eines Formfehlers zu Fall gebracht wird. Überdies sind auch die Formvorschriften über die Zeugen zu beachten. Es sind ausdrücklich drei fähige Zeugen erforderlich. Gegen den Willen des Erblassers und gegen seinen eigenen Willen kann niemand Testamentszeuge sein. Die Zeugen müssen also mit Willen dem Rechtsgeschäft sich unterziehen. Absolut unfähig als Testamentszeugen sind Personen unter 18 Jahren, Sinnlose, Blinde, Taube und Stumme. Relativ unfähig sind als Testamentszeugen solche, die die Sprache des Erblassers nicht verstehen. Gemeint ist dabei die Sprache, in der der Erblasser das Testament bekräftigt, nicht seine Muttersprache, auch nicht die Sprache, in der das Testament abgefaßt wurde. Wegen Befangenheit sind relativ unfähige Zeugen der Bedachte, mag er Erbe oder bloß Legatar sein, ferner des Bedachten Gatte, auch wenn die Ehe geschieden oder nichtig ist, des Bedachten Eltern und Kinder, auch uneheliche und adoptierte, des Bedachten Großeltern, Enkel und Geschwister und die mit ihm im gleichen Grad verschwägerten Personen auch nach Auflösung der Ehe, durch die die Schwägerschaft begründet worden war, ferner des Bedachten besoldete Hausgenossen unter der Voraussetzung, daß sie seinen Haushalt teilen. Der gesetzliche Vertreter des Bedachten ist fähiger Zeuge. Die Angehörigen des Erblassers und

seine besoldeten Hausgenossen sind natürlich immer dann fähige Zeugen, wenn sie im Testament nicht bedacht sind. Auch die Zeugen können untereinander verwandt sein. Es ist nicht nötig, daß die Zeugen den Erblasser persönlich kennen, denn sonst könnte ein Reisender in der Fremde nie durch fremdgeschriebenes Testament testieren. Es genügt, daß die Zeugen bestätigen können, daß in der Person des Erblassers kein Betrug und kein Irrtum unterlaufen ist. Umgekehrt könnten selbst bei einem bekannten Erblasser die Zeugen dies nicht bestätigen, wenn sie beim Testierakt etwa wegen eines vorgezogenen Vorhangs den Erblasser nicht gesehen hätten.

Weitere Verschärfungen der Formvorschriften sind für den Fall vorgesehen, daß der Erblasser nicht lesen kann (§ 581 AbGB). Er muß den Aufsatz von einem Zeugen in Gegenwart der zwei anderen Zeugen, die den Inhalt eingesehen haben, sich vorlesen lassen und bekräftigen, daß er seinem Letzten Willen gemäß sei. Der Schreiber des Aufsatzes kann Zeuge sein, ist aber von der Vorlesung ausgeschlossen. Der Schreiber muß aber nicht *eo ipso* Zeuge sein. Liest also der Schreiber den Letzten Willen vor, dann sind drei weitere Zeugen notwendig. Die Zeugen müssen sich überzeugen, daß der richtige Inhalt vorgelesen wird. Sie müssen also selber mitlesen oder die Vorlesung beaufsichtigen. Es genügt, daß der Erblasser bei jedem Absatz die Frage, ob das Gelesene seinem Letzten Willen gemäß sei, bejaht.

Wenn der Erblasser nicht schreiben kann, was auch bei einem Priester denkbar wäre, dann muß er unter Beobachtung der Vorschriften für das fremdgeschriebene Testament anstatt seiner Unterschrift sein Handzeichen in Anwesenheit aller drei Zeugen eigenhändig beisetzen (§ 580 AbGB). Daß dies auch ein Fingerabdruck sein kann, ist einleuchtend. Es ist ratsam, daß einer der Zeugen das Handzeichen mit dem Zusatz versieht: Handzeichen des Erblassers X. Y. Das Handzeichen kann über Wunsch auch gerichtlich oder notariell beglaubigt werden (§ 294 Zivilprozeßordnung). Ein Erblasser, der schreiben kann, hat nicht die Wahl, anstatt der Unterschrift sein Handzeichen beizusetzen. Er muß mit seinem Namen fertigen, außer er wäre infolge Krankheit oder Schwäche hiezu nicht imstande. Nichts hindert ihn jedoch, zu seiner eigenen Unterschrift auch noch den Fingerabdruck zu setzen.

c) Das mündliche Testament (§ 585 AbGB).

Weil auch ein Priester in die Lage geraten kann, mündlich testieren zu müssen (z. B. infolge eines Unfallen), ist es nicht überflüssig, die Vorschriften hiefür zu behandeln. Jeder Erblasser kann mündlich testieren (§ 585). Wer mündlich testiert, muß vor drei fähigen Zeugen, die alle drei zu gleicher Zeit anwesend sein müssen und bestätigen können, daß in der Person des Erblassers kein Betrug und kein Irrtum unterlaufen ist, ernstlich, das heißt in Testierabsicht, seinen Letzten Willen erklären. Die Zeugen müssen sich darüber klar sein, daß es sich um eine mündliche letztwillige Verfügung des Erblassers handelt. Auch die bloße Bestätigung eines schriftlichen Aufsatzes kann als mündliche letztwillige Erklärung gelten. Beispiel: Ein Erblasser, der infolge eines Unfallen auch sein Handzeichen nicht beisetzen kann, gibt auf die an ihn gestellten Fragen durch Kopfnicken teils seine Zustimmung, teils seine Nichtzustimmung betreffs des auf ein Blatt Papier geschriebenen Testamentsentwurfes kund. Dadurch entsteht eine mündliche letztwillige Verfügung. Diese drei Zeugen müssen den Letzten Willen des Erblassers der Nachwelt überliefern. Sie müssen ihn aufzeichnen oder aufzeichnen lassen, entweder jeder für sich allein oder alle drei gemeinsam. In jedem Fall aber müssen sie die Niederschrift eigenhändig unterschreiben. Dies muß jedoch bei Lebzeiten des Erblassers geschehen. Die Aufzeichnung wird als schriftlich bezeugtes, mündliches Testament der Abhandlung zugrundegelegt. Liegt beim Tode des Testators kein solcher Aufsatz vor, dann lädt das Abhandlungsgericht die Zeugen vor, nimmt ihre Äußerungen ohne Vereidigung zu Protokoll und macht das Protokoll wie ein schriftliches Testament kund. Die Aussagen der Zeugen müssen inhaltlich, aber nicht wörtlich übereinstimmen. Bei widersprechenden Zeugenaussagen oder wenn sich ein Zeuge an die mündlichen Anordnungen des Testators nicht mehr erinnern kann, ist das Testament hinfällig. Eine eidliche Einvernahme der Zeugen wird nur dann vorgenommen, wenn jemand, dem daran gelegen ist, dies verlangt. Kann einer der Zeugen nicht eidlich einvernommen werden, weil er nicht mehr am Leben ist oder weil er etwa einmal wegen einer falschen Zeugenaussage verurteilt worden war, dann genügt die eidliche Einvernahme der zwei übrigen Zeugen. Sollte auch dies nicht möglich sein, dann wäre die mündliche Willenserklärung unwirksam. Sind also zwei Zeugen gestorben, dann kann der gesetzliche Erbe durch das Ver-

langen nach eidlicher Einvernahme das mündliche Testament umstoßen, selbst dann, wenn er zugibt, daß die unbeeidete Aussage oder Aufzeichnung durchaus richtig und einwandfrei ist. Gegen diese Eventualität kann sich der Bedachte nur dadurch schützen, daß er selbst rechtzeitig die eidliche Einvernahme der Zeugen verlangt. Auch die Verjährung schiebt einen Riegel gegen ein böswilliges Vorgehen des gesetzlichen Erben vor. Um zu verhindern, daß ein gesetzlicher Erbe, der auf den Tod von zwei Zeugen gewartet hat, auch noch nach Jahren durch die Forderung nach eidlicher Einvernahme das Testament zu Fall bringen kann, bestimmt § 1487 AbGB, daß drei Jahre nach der Kundmachung der unbeeideten Aussage das Testament der Umstößung durch das Verlangen auf eidliche Einvernahme der Zeugen entrückt ist. Die dreijährige Verjährungszeit beginnt in der Regel mit der Publikation des mündlichen Testamentoes zu laufen.

d) Begünstigte Testamente (§§ 597—600 AbGB) sind solche, zu deren Gültigkeit das Gesetz einfachere Formvorschriften zuläßt. Dies ist der Fall bei Testamenten, die errichtet werden 1. an Orten, wo die Pest oder eine ähnliche ansteckende Seuche herrscht. Darunter sind sehr schwere, Schrecken erregende, den Verkehr hemmende Epidemien gemeint; 2. auf Schiffahrten, und zwar auf Seefahrten (nicht auf Binnengewässern). Bei solchen Testamenten gelten auch Personen, die das 14. Lebensjahr zurückgelegt haben, als fähige Zeugen; es werden nur zwei Zeugen gefordert. Der Schreiber des Testamentoes kann Zeuge sein, und bei Gefahr der Ansteckung ist es nicht einmal notwendig, daß beide Zeugen gleichzeitig gegenwärtig sind. Solcherart errichtete Testamente verlieren ihre Gültigkeit sechs Monate nach dem Aufhören der Seuche oder nach Beendigung der Seefahrt. 3. Begünstigt sind ferner Militärtamente. Zu den begünstigten Personen zählen die aktiv dienenden oder in Versorgung eines Invalidenhauses stehenden Personen des Soldatenstandes. Militärpersonen, die nicht zum Soldatenstand gehören, sind nur begünstigt zur Zeit des Feldzuges oder auch in Friedenszeiten, wenn sie zur See auf einem Kriegsschiff in Dienstverwendung stehen. Das Ende der Begünstigung tritt auch hier sechs Monate nach Wegfall des Grundes ein, auf dem die Begünstigung basierte, z. B. Friedensschluß, Ausscheiden aus dem Militärdienst.

Nach § 601 AbGB sind Testamente, bei denen Form-

fehler unterlaufen sind, ungültig und nicht bloß anfechtbar. Durch Anerkennung der Beteiligten, bzw. der gesetzlichen Erben kann ein solches Testament Gültigkeit erlangen. Auch durch die Verjährung können letztwillige Verfügungen Gültigkeit erlangen. So unterliegen z. B. der dreijährigen Verjährungsfrist des § 1487 AbGB: die Anfechtung von Erbvertrag, Schenkung auf den Todesfall und die Anfechtung eines Kodizills wegen Formmangels. Die Verjährung des Anspruches auf Pflichtteilergänzung beginnt mit der Publikation des Testamentes. Nicht unterliegen der Verjährung das Recht, die Unterschiebung und Fälschung eines Letzten Willens geltend zu machen, der Anspruch des im Testament auf den Pflichtteil gesetzten Noterben und das Recht auf die Beseitigung der gesetzwidrigen Belastung des Pflichtteils.

Das kanonische Recht steht als übernationales Recht auf dem Standpunkt, daß für die Gültigkeit des Testamentes der sicher feststehende Wille des Erblassers hinreichend ist, ohne deshalb den positiven Bestimmungen der bürgerlichen Gesetze ihren Wert abzusprechen. Deshalb hat can. 1513 die Bestimmung, daß die Erben ermahnt werden sollen, die Verfügungen des Erblassers zu Gunsten der Kirche aus einem formlosen Testament zu erfüllen. Wenn auch die Interpretationskommission am 17. Februar 1930 entschieden hat, daß der Ausdruck „monere“ soviel bedeutet wie „vorschreiben“, so ist doch in jedem Einzelfall auf die näheren Umstände Bedacht zu nehmen. Bevor an die Erben eine Mahnung ergeht, ist genau zu erwägen, ob überhaupt Aussicht auf Erfolg besteht.

C) Aufhebung letzwilliger Anordnungen

Jede letzwillige Anordnung ist ihrem Begriffe nach widerruflich. Ein Verzicht auf das Widerrufsrecht ist nichtig. Eine letzwillige Verfügung kann widerrufen werden:

1. Durch die Errichtung eines neuen gültigen Testamentes. Ein früheres Testament wird durch ein späteres gültiges Testament nicht nur in Rücksicht der Erbeinsetzung, sondern auch in Rücksicht der übrigen Anordnungen aufgehoben (§ 713 AbGB). Aus dem Willen des Erblassers kann sich aber auch ergeben, daß das alte Testament weiterbestehen soll und daß das neue nur eine Ergänzung darstelle. Durch ein späteres Kodizill, deren mehrere nebeneinander bestehen können, werden frü-

here Vermächtnisse oder Kodizille nur insoweit aufgehoben, als sie mit dem neuen in Widerspruch stehen. Kann man nicht feststellen, welches Testament oder Kodizill das spätere ist, so gelten sie nebeneinander. Durch die Aufhebung des späteren Testaments lebt das frühere, unversehrt gelassene Testament wieder auf. Eine mündliche frühere Anordnung lebt dadurch aber nicht wieder auf (§ 723 AbGB). Um Unklarheiten zu vermeiden, ist es angezeigt, bei Errichtung eines neuen Testamentes das frühere zu vernichten.

Die derogatorische Klausel wurde durch die dritte Teilnovelle als nicht beigesetzt erklärt (§ 716 AbGB). Diese Klausel bestand darin, daß einem Testament oder Kodizill ein Vermerk beigelegt wurde, jede Änderung des Letzten Willens, die nicht mit einem bestimmten Merkmal versehen sei, solle null und nichtig sein. Diese Klausel war bei Winkeladvokaten sehr beliebt, die kein Interesse daran hatten, den Erblasser aufzuklären, wie er ohne ihre Hilfe ein neues Testament abfassen könne. Oftmals hatte der Erblasser selbst von der Beisetzung dieser Klausel keine Ahnung, und die Folge davon war das Scheitern des neuen Testaments.

2. Weiters wird ein Testament aufgehoben durch ausdrücklichen Widerruf (§ 717 AbGB). Ein solcher liegt vor, wenn der Erblasser schriftlich oder mündlich in der Form einer letztwilligen Anordnung erklärt, sein Letzter Wille sei aufgehoben. Ein schriftlicher Letzter Wille kann auch mündlich und ein gerichtlicher auch außergerichtlich aufgehoben werden oder anders gesagt: Jede wie immer errichtete letztwillige Verfügung kann durch jedwede Art eines Letzten Willens widerrufen werden.

3. Stillschweigender Widerruf liegt bei Handlungen des Erblassers vor, aus denen auf seinen Widerrufswillen mit Sicherheit geschlossen werden kann. Solche Handlungen sind: Wegschneiden oder Durchstreichen der Unterschrift, Durchstreichen des Inhalts, Ausstreichen der Zeugenunterschriften und Vertilgung der Urkunde. Kein Widerruf liegt vor, wenn von mehreren gleichlautenden Urkunden nur eine vernichtet wird. Wenn der Erblasser die einzelnen Stücke eines zerrissenen Testamentes selbst wieder zusammenklebt, bleibt es in Kraft. Wer sich aber darauf beruft, muß beweisen, daß der Erblasser es selbst zusammengeklebt hat. Die Vernichtung des Testaments kann über Auftrag des Erblassers auch von einem Dritten vorgenommen werden. Durch den

Auftrag allein wird aber das Testament noch nicht ungültig, sondern erst mit seiner Durchführung. Führt also der Beauftragte die Weisung nicht oder erst nach dem Tode des Erblassers aus, dann bleibt das Testament in Kraft.

Ein stillschweigender Widerruf liegt auch dann vor, wenn eine dem Gericht oder dem Notar überreichte letztwillige Anordnung zurückverlangt wird, der die Eigenschaften eines Privattestamentes fehlen. Die Zurücknahme allein hebt das Testament nicht auf, wenn es als Privattestament bestehen kann. Durch die Zurücknahme hört das Testament nur auf, eine öffentliche Urkunde zu sein. Ob es als Privaturkunde weiterhin Geltung haben kann, hängt davon ab, ob die hiezu notwendigen Formvorschriften noch erfüllt sind. Ist das nicht der Fall, dann ist das Testament hinfällig. Wird ein notarielles Testament zurückverlangt, dann muß darüber ein Notariatsakt aufgenommen werden (§ 74 Notariatsordnung). Ein mündlich errichtetes gerichtliches oder notarielles Testament kann nie zurückgefordert werden, weil das Protokoll nicht ausgefolgt werden darf. Es kann aber selbstverständlich in jeder zulässigen Form, auch in der Form eines testamentum holographum, widerrufen werden.

Nach § 724 liegt ein vermuteter Widerruf eines Legats vor, wenn der Erblasser die vermachte Forderung eingetrieben, die vermachte Sache veräußert oder sie in eine andere umgewandelt hat, so daß die Sache ihre frühere Gestalt und ihren früheren Namen verliert. Beispiel: Ein Pfarrer hatte seine Pfarrkirche zum Erben eingesetzt. Seiner Haushälterin vermachte er die Wertpapiere, die einen Wert von 4000 Schilling repräsentierten. Als der Pfarrer daran dachte, in Pension zu gehen, wollte er sich ein Haus kaufen und veräußerte die Wertpapiere bis auf einen geringen Rest. Zwei Wochen nach dieser Veräußerung starb er an Herzschlag. Die Haushälterin erhielt als Legat nur den kleinen Rest der Wertpapiere, denn eine Geldsumme war ihr nicht vermacht worden. Der Pfarrer hatte übersehen, sofort sein Testament zu ändern. Wäre der Haushälterin eine Summe vermacht worden, z. B. 4000 Schilling bar, dann hätte sie die Summe erhalten müssen, auch wenn der Kauf des Hauses das ganze Bargeld verschlungen hätte.

D) Wann wird ein Testament unwirksam?

Unwirksam wird ein Testament, wenn der Bedachte das Erbe oder das Vermächtnis nicht annehmen will oder nicht annehmen kann und keine Ersatzerben bestellt worden sind. Dann tritt Intestaterbfolge ein. Die Intestaterben sind aber verpflichtet, die übrigen Bestimmungen des Testamente zu erfüllen. Schlagen auch die gesetzlichen Erben aus, dann werden die Legatare verhältnismäßig als Erben betrachtet, aber diese müssen eine formelle, ausdrückliche Erbserklärung abgeben. Sollte auch dies nicht durchführbar sein, dann wird der Nachlaß kaduk (für verfallen erklärt).

E) Der Testamentsvollstrecker

Der Erblasser kann, wenn er will — auch durch formlose Verfügung — einen Vollzieher (Exekutor) seines Letzten Willens bestellen (§ 816 AbGB). Dieser ist nicht Vertreter, sondern Beauftragter des Erblassers. Sein Auftrag beruht nicht auf einem Vertrag unter Lebenden, sondern auf einem einseitigen Rechtsgeschäft von Todes wegen. Die Übernahme dieses Amtes hängt vom freien Willen des Bestellten ab. Hat er dieses Amt übernommen, so ist er schuldig, entweder als Machthaber die Anordnungen des Erblassers selbst zu vollziehen oder den saumseligen Erben zur Ausführung derselben zu verhalten. Er hat über die Vollziehung des Letzten Willens auch nach der Einantwortung zu wachen (§§ 2197—2228 BBG, Art. 517 ZGB). Nach deutschem Recht kann er sein Amt jederzeit nach Belieben kündigen, nach österreichischem nicht. Er kann aus hinreichenden Gründen um Entlassung ansuchen, er kann auch vom Abhandlungsgericht entlassen werden. Sonst erlischt sein Amt nur durch den Tod oder durch Erledigung der übernommenen Verpflichtung. Infolge der Verlassenschaftsabhandlung hat in Österreich der Testamentsvollstrecker wenig Bedeutung.

Das kirchliche Recht, das seine Bestimmungen unter dem Gesichtspunkte eines Weltrechtes trifft, mahnt can. 1301, § 2, die Kardinäle, Bischöfe und Benefiziaten, nicht nur rechtzeitig ein gültiges Testament zu errichten, sondern auch in rechtsgültiger Form eine Vertrauensperson zu bestimmen, die im Falle des Ablebens des Testators die kirchlichen Gerätschaften, die Kirchenbücher und alle anderen für die Kirche wichtigen Dokumente an sich nimmt und denen übergibt, denen sie zu stehen.
(Schluß folgt.)

Pastoralfragen

Die Feier der Osternacht. Mit Dekret vom 9. Februar 1951 hat Papst Pius XII. die Feier der Ostervigil neu geregelt und den Ritus zunächst nur für dieses Jahr und nur probeweise gestattet. Der Heilige Vater hat damit der katholischen Christenheit die zweite Heilige Nacht geschenkt oder, besser gesagt, die älteste und ehrwürdigste Heilige Nacht, die „Mutter aller Vigilien“, in ihrem alten Glanz wiederhergestellt. Gegen Ende des ersten Jahrtausends hatte man angefangen, die Vigilfeier, die einst die ganze Osternacht füllte, mehr und mehr auf den Abend des Karsamstags zu verlegen; in den folgenden Jahrhunderten wurde sie auf den frühen Nachmittag und im 14. Jahrhundert sogar auf den Vormittag verlegt. Dies war um so leichter möglich, als der Karsamstag bis in das 17. Jahrhundert ein gebotener Feiertag war und das Volk so die Möglichkeit hatte, an den heiligen Zeremonien teilzunehmen. In den letzten drei Jahrhunderten aber wurde der Besuch der Karwochenliturgie immer schwächer, da weite Volkskreise nicht mehr die Möglichkeit hatten, den Gottesdienst zu besuchen. Das gläubige Volk hat am Karsamstag als Ersatz eine abendliche Auferstehungsfeier sich erwirkt.

Das neue Dekret über die Ostervigil umfaßt zwei Hauptstücke: die Bestimmungen über das Breviergebet und über die Osternacht-Liturgie. Die folgenden Ausführungen fußen auf dem neuen „Ordo Sabbati Sancti“ und dem ausführlichen Kommentar der „Ephemerides Liturgicae“, die vornehmlich von Mitgliedern der Ritenkongregation redigiert werden¹⁾.

L Die Anderungen im Brevier

Matutin und Laudes werden im Chor nicht mehr am Freitagnachmittag antizipiert, sondern am Karsamstagvormittag gebetet. Privat können aber diese Horen wie an den übrigen Tagen des Jahres antizipiert werden. Das Offizium weist nur einige kleine Anderungen auf. In den Laudes wird nach der bekannten Antiphon „Christus factus est“ der Psalm 50 (Misericordia) ausgelassen und sogleich folgende Oration eingefügt: „Concede, quassumus, omnipotens Deus: ut qui Filii tui resurrectionem devota exspectatione praevenimus eiusdem resur-

¹⁾ Dieser Kommentar (A. Bugnini C. M., De solemnibus Vigiliis Paschali instauranda, Edizioni Liturgiche, Roma, Via Pompeo Magno, 21) ist auch separat im Buchhandel erschienen. Er ist allen Freunden der liturgischen Erneuerung zu empfehlen. Im Lichte dieser Ausführungen zeichnen sich bedeutsame Reformen auf dem Gebiete der Liturgie ab.

rectionis gloriam consequamur.“ Der Schluß wird still gebetet: Per eundem Dominum . . .

Die kleinen Horen werden zur entsprechenden Zeit wie am Gründonnerstag gebetet, mit dem gleichen Schluß wie die Laudes. Nach der Antiphon „Christus factus est“ fällt der Psalm 50 aus und es wird sogleich die obige Oration eingefügt. Die Vesper wird nachmittags gebetet wie im Brevier am Gründonnerstag, aber mit den folgenden Änderungen. Antiphon 1: „Hodie afflictus sum valde, sed cras solvam vincula mea.“ Antiphon zum Magnificat: „Principes sacerdotum et pharisaei munierunt sepulcrum, signantes lapidem, cum custodibus.“ Nach dem Magnificat wird diese Antiphon wiederholt und dann sofort die Oration wie in den Laudes gebetet. Damit schließt die Vesper. Das Kompletorium wird wie am Gründonnerstag gebetet; nur wird die Antiphon „Christus factus est“ und der Psalm 50 ausgelassen und dafür die gewöhnliche Oration „Visita, quae sumus, Domine . . .“ gebetet. Der Schluß „Per Dominum“ ist still zu beten.

II. Die Liturgie der Osternacht

Der Beginn der Zeremonien ist so anzusetzen, daß die feierliche Auferstehungsmesse ungefähr um Mitternacht beginnen kann. Der erste Versuch in einer großen Linzer Pfarrkirche hat gezeigt, daß man fast zwei Stunden vorher beginnen muß, besonders wenn zweckdienliche Erklärungen eingestreut und die Zeremonien würdig und mit aktiver Teilnahme des Volkes vollzogen werden. In kleineren und geschulten Kommunitäten wird man etwas weniger Zeit benötigen. Man wird also den Beginn am besten auf 22 Uhr ansetzen. Der Altar ist mit Altartüchern bedeckt, aber die Kerzen brennen nicht, sondern werden erst mit dem neuen Osterlicht am Beginn der Messe entzündet. Lichter brennen in der Kirche nur so viele, als zur Aufrechterhaltung der Ordnung nötig sind. Sie werden erst entfacht, wenn das Volk nach der Lichtweihe seine Kerzen am neuen Osterlicht entzündet hat.

1. Die Feuerweihe. An einem geeigneten Platz wird ein Feuer entzündet. Der Funke wird aus einem Stein geschlagen, ein Sinnbild der Auferstehung des Herrn aus dem Felsengrab. Der Priester nimmt in der Sakristei Humerale, Alba, Zingulum, Stola und Pluviale von violetter Farbe. Er behält diese Paramente bis zum Beginn der Messe. Die Assistenz nimmt ihre Paramente, aber ohne Manipel. Die Prozessionsordnung ist folgende: Zeremoniär, Subdiakon mit Kreuz, Akolythen, Klerus, Priester mit Diakon zu seiner Linken. Außerhalb der Kirche stellt sich der Subdiakon gegenüber dem Portal auf und wendet sich dem Zelebranten zu. Der Diakon

steht zu seiner Rechten; der Klerus zu beiden Seiten. Der Priester segnet das Feuer, das entweder vor dem Portal an einem geeigneten Platz oder auch als Kohlenfeuer in der Vorhalle oder sogar in der Kirche selbst gerichtet ist, so daß das Volk die Zeremonien gut verfolgen kann. Zugleich ist der neue Ritus vereinfacht: nur mehr eine Weiheoration mit dem Kreuzzeichen und dafür dreimalige Besprengung mit Weihwasser. Dann nimmt der Thurifer einen Teil der geweihten Kohlen in sein Rauchfaß, der Priester legt Inzens ein und segnet in der gewohnten Form. Hierauf inzensiert er das geweihte Feuer dreimal.

2. Die Weihe der Osterkerze. Ein Ministrant trägt die Osterkerze vor den Priester, der nun mit einem Griffel ein Kreuz in die Kerze einzeichnet. Oben schreibt er das griechische Alpha, unten das griechische Omega und in die Ecken die Jahreszahl (1951). Dabei spricht er: „Christus, gestern und heute, der Anfang und das Ende, das Alpha und das Omega. Sein sind die Zeiten und die Ewigkeiten, ihm sei Ehre und Herrlichkeit in alle Ewigkeit. Amen.“ Im „Ordo Sabbati Sancti“ ist das genaue Bild eingezeichnet, so daß diese schöne Zeremonie keinerlei Schwierigkeiten bieten wird. Darauf segnet der Priester fünf Weihrauchkörner und setzt sie ein mit den Worten: „Durch seine heiligen Wunden, die glorreichen, behüte und bewahre uns Christus, der Herr. Amen.“ Nun entzündet der Priester die Osterkerze mit dem geweihten Licht und spricht dabei: „Das Licht Christi, der glorreich und herrlich erstand, verscheuche die Nacht aus Herz und Verstand.“ Darauf folgt die Weiheoration mit dem Kreuzzeichen. Sodann wird die Osterkerze mit Weihwasser besprengt und dreimal inzensiert. Dieser Ritus der Weihe der Osterkerze war schon im frühen Mittelalter bekannt. Man hat mancherorts noch andere Sprüche und Daten in die Osterkerze eingezeichnet, z. B. die Daten des regierenden Papstes, des Bischofs, des Königs, des Magistrates der Stadt und die wichtigsten Feste des Jahres. Man beachte die tiefe Symbolik dieser Zeremonie! Das Kreuz bedeutet die Weihe; das Alpha und Omega, daß Christus der König und Herr aller Zeiten ist; die fünf Weihrauchkörner symbolisieren die fünf verkörperten Wundmale Christi, und das Licht hat der Heiland selbst als sein schönstes Sinnbild erklärt. So wird die geweihte und mit so vielsagenden Zeichen geschmückte und brennende Kerze zum vollgültigen Sinnbild des Auferstandenen.

3. Die Prozession mit der brennenden Osterkerze. Der Diakon nimmt die weißen Paramente und begibt sich zum Priester, der Weihrauch einlegt. Dann

nimmt der Diakon die brennende Osterkerze, und die Prozession ordnet sich. Die Osterkerze soll stets die Mitte der heiligen Handlung bilden. Klerus und Volk begleiten die Osterkerze, das lebendige Sinnbild Christi, der über die Finsternis des Todes triumphiert. Von dem einen großen Licht empfangen alle das neue Licht, zum Zeichen der Erleuchtung durch die Taufe, auf Grund der Verdienste Christi. Voraus geht der Zeremoniär, dann folgen der Rauchfaßträger, der Subdiakon mit dem Kreuz, der Diakon mit der Osterkerze, der Priester mit bedecktem Haupt, die Ministranten, der Klerus und das Volk. Die Ordnung dieser Prozession ist gegenüber der bisherigen begründeterweise umgestellt. Die Mitte soll die Osterkerze einnehmen; sie bringt das Licht in die dunkle Kirche. Das Volk begleitet sie. Beim Gesang des „Lumen Christi“ machen alle Kniebeugung gegen die Osterkerze, auch der Klerus. Wenn der Diakon die Kirche betreten hat, hält die Prozession inne. Der Diakon hebt die Kerze und singt stehend: „Lumen Christi.“ Alle knien nieder und antworten: „Deo gratias.“ Dann entzündet der Priester an der Osterkerze seine eigene Kerze. Nun zieht die Prozession bis in die Mitte der Kirche. Dort singt der Diakon abermals und mit erhöhter Stimme: „Lumen Christi.“ Wiederum knien alle nieder und antworten: „Deo gratias.“ Nun entzünden die anwesenden Mitglieder des Klerus ihre Kerzen am Osterlicht. Zum dritten Male singt der Diakon mit erhöhter Stimme: „Lumen Christi“, wenn er im Presbyterium, vor dem Altar, angekommen ist. Dann erheben sich alle. Nunmehr werden mit dem Licht der Osterkerze durch Ministranten die Kerzen des Volkes entzündet, und alle Lichter der Kirche flammen auf.

4. Der Lobpreis auf die Osterkerze. Im Chor tritt der Rauchfaßträger zur Epistelseite, der Subdiakon mit dem Kreuz zur Evangelenseite; der Priester geht zur Session. Ebenso begibt sich der Klerus auf seinen Platz und setzt sich daselbst. Der Diakon stellt nun die Osterkerze in die Mitte des Presbyteriums auf einen vorläufigen, aber doch standfesten Leuchter, da sich alle Zeremonien bis zur Messe im Kreis um die Kerze abspielen werden. Der Leuchter soll so hoch sein, daß die Osterkerze das Lesepult und den Diakon überragt und allen Gläubigen gut sichtbar ist, denn sie symbolisiert ja den geheimnisvoll gegenwärtigen Christus unter den Seinen. Diese bilden mit den brennenden Kerzen einen lebendigen Licherkrantz um die Osterkerze, deren Lobpreis nunmehr verkündet wird.

Der Diakon empfängt vom Zeremoniär das Buch mit dem Text des Exsultet, geht zum Priester und bittet wie vor dem

Evangelium um den Segen, den ihm der Zelebrans mit den gewöhnlichen Worten erteilt. Dann schreitet der Diakon in die Mitte des Presbyteriums vor die Osterkerze hin, legt das Buch auf das mit einem weißen Vellum geschmückte Lesepult und beräuchert es dreimal. Dann geht er um die Osterkerze herum und beräuchert sie ebenfalls. Der Rauchfaßträger trägt dann das Rauchfaß in die Sakristei und kehrt wieder in den Altarraum zurück. Alle erheben sich nun und hören, mit brennenden Kerzen in den Händen, den Gesang des Exsultet, das in einem Zug gesungen wird. An Stelle des Gebetes für den römischen Kaiser wird ein Gebet für die Regierung eingefügt.

In kleineren Kirchen übernimmt der Priester die Funktion des Diakons. Die Prozessionsordnung ist folgende: Rauchfaßträger, Kreuzträger, Priester, Ministranten, Volk. Nach dem ersten Singen des „Lumen Christi“ wird eine weitere Kerze entzündet. Nach der zweiten Station empfangen das Osterlicht die anwesenden Kleriker; nach der dritten Station das Volk. Beim Altar steht der Kreuzträger in der Nähe des Lesepultes zur Linken, der Rauchfaßträger zur Rechten. Der Zelebrans kniet sich auf die unterste Stufe des Altares und spricht: „Jube, Domine, benedicere . . .“ Dann steht er auf und begibt sich zum Osterlob an das Lesepult.

5. Die Lesungen. Wenn das Exsultet verklungen ist, gibt der Subdiakon das Kreuz einem Ministranten und begibt sich mit dem Diakon zum Priester. Dort nimmt der Diakon die violetten Paramente. Der Priester behält das Pluviale. Der Zeremoniär nimmt das weiße Vellum vom Lesepult und schlägt das Buch mit den Lesungen auf. Die Lesungen werden in der Mitte des Presbyteriums gelesen, vor der Osterkerze, ohne Titel und ohne daß am Schluß mit „Deo gratias“ geantwortet wird. Unter den Lesungen sitzen alle, auch der Priester und seine Assistenz, und hören zu. Am Schluß der ersten Lesung und nach dem Gesang zwischen den übrigen Lesungen erheben sich alle. Der Priester spricht, an seinem Orte stehend: „Oremus.“ Der Diakon fügt hinzu: „Flectamus genua.“ Dann knien alle nieder und beten unter Stillschweigen einige Zeit. Wenn der Subdiakon „Levate“ gesprochen hat, stehen alle auf. Der Priester singt die Oration mit ausgebreiteten Händen, während der Ministrant vor ihm das Meßbuch hält.

In kleineren Kirchen geht der Priester nach dem Gesang des Exsultet zur Kredenz oder in die Sakristei, wo er die weißen Paramente ablegt und wieder die violette Stola und das violette Pluviale nimmt. Dann begibt er sich, wenn die Funktion ohne Gesang vollzogen wird, wieder zum Lesepult

und liest dort die heiligen Texte mit lauter Stimme. Wenn aber gesungen wird und die Lesungen durch Kleriker gelesen werden, bleibt der Priester auf der Epistelseite auf seinem Platz und hört sitzend zu. In beiden Fällen aber spricht er nach der ersten Lesung und nach dem Gesang zwischen den übrigen das „Oremus“, das „Flectamus genua“, kniet dann mit allen nieder und betet eine kleine Zeit unter Stillschweigen. Dann spricht er „Levate“, und alle stehen auf. Dann singt er die Oration.

Hier erneuert das Dekret einen älteren Ritus. Die ganze liturgische Handlung hatte in früherer Zeit bis herauf zum Beginn der Neuzeit die Form eines heiligen Dramas, bei dem die einzelnen handelnden Personen — Bischof oder Priester, Diakon und Subdiakon, Lektor, Schola und Volk — ihren Teil übernahmen. Die heutige Erneuerung entspricht sowohl der alten römischen Tradition wie auch der Würde des Zelebrans, der als das Haupt der liturgischen Gemeinde in der Messe die Fülle seiner Weihe ausübt. Was am Altar geschieht, leitet er; er vereinigt seine Stimme mit der ganzen Gemeinde und hört auf die Lesungen und auf den Gesang. Die wahre Teilnahme an der liturgischen Handlung vollzieht sich nicht bloß durch die materielle Rezitation der Texte und durch die körperliche Anwesenheit, sondern auch dadurch, daß der Priester sein hierarchisches Amt in der Tat ausübt. Auch der Ritus, wie die Oration mit der eingeschobenen Pause gebetet wird, geht bewußt auf die alte Form zurück, die viel mehr dem öffentlichen Gebet der Kirche entspricht, wobei zuerst das Volk still für sich betet und zum Schluß der Priester die Gebete der Gemeinde sammelt (*Collecta!*) und vor Gott hinträgt.

Die Lesungen oder Prophetien sind nichts anderes als die letzte Bibelkatechese, die die Katechumenen unmittelbar vor der Taufe in der Osternacht empfingen. Sie haben heute die Aufgabe, die Gläubigen auf die Erneuerung der Taufgelübde vorzubereiten. Das Römische Meßbuch hatte bisher zwölf Lesungen. Das neue Dekret sieht nur mehr vier vor. Die erste bringt den Schöpfungsbericht und will den Katechumenen und Gläubigen vor Augen stellen, daß in der Taufe sich ein noch viel größeres Werk vollzieht. Die zweite Lesung (die bisherige 4. Prophetie) schildert den Durchzug durch das Rote Meer als eines der herrlichsten Sinnbilder, da die Christen auf den Tod Christi getauft sind und gleichsam in diesem Sakrament durch das Rote Meer des Blutes Christi hindurch gerettet wurden in das Gelobte Land der Kirche. Die dritte Lesung (die bisherige 8. Prophetie) schildert das selige Leben im messianischen Reich. Jerusalem wird gereinigt werden.

und der Herr wird mit seiner Herrlichkeit wiederum in Sion seine Wohnstätte aufschlagen. Die vierte Lesung (die bisherige 11. Prophetie) bringt das Testament des Moses. Die Kirche fürchtet, daß die Getauften allzu leicht und schnell ihren Treueschwur vergessen könnten. Der folgende Gesang verheißt die Treue des Herrn. Er ist ja der Urheber und der Lohn unseres Glaubens. Die Auswahl gerade dieser Lesungen war auch von den *Cantica* beeinflußt, die sich mit ihrem Inhalt gerade an die vorhergehenden Lesungen anschließen. So kommt es, daß gerade manche wertvolle Lesungen, wie das Opfer Isaaks und die Weissagungen Ezechiels von der Auferstehung des Totengebeines, nicht mehr aufgenommen sind.

6. Der erste Teil der Litanei. Wenn die Lesungen mit ihren Gesängen und Gebeten zu Ende sind, knien alle, auch der Priester und seine Assistenz, auf ihren Plätzen nieder. In der Mitte des Chores beginnen zwei Sänger, die sich vor der Osterkerze niederknien, mit der Allerheiligenlitanei. Der Zeremoniär entfernt inzwischen das Lesepult und stellt in den Kirchen, die einen Taufbrunnen haben, unter Mithilfe zweier Ministranten vor der Osterkerze das Gefäß für das zu weihende Taufwasser auf und alles, was dazu nötig ist. Die Litanei wird nicht verdoppelt und nur bis „*Propitius esto*“ ausschließlich gesungen, der zweite Teil folgt erst nach Erneuerung der Taufgelübde.

Für kleinere Kirchen: Wenn die Funktion ohne Gesang sich vollzieht, dann beginnt der Priester, im Pluviale vor der Osterkerze kniend, die Litanei. Wenn sie aber gesungen wird, kniet der Priester bei der Session nieder und überläßt das Singen der Litanei den Sängern. Inzwischen wird alles zur Taufwasserweihe gerichtet.

7. Die Taufwasserweihe. Wenn die Sänger die Litanei bis zum „*Propitius esto*“ ausschließlich gesungen haben, stehen sie auf und treten zur Seite. Der Priester und die Assistenz gehen zum Altar und nach entsprechender Reverenz vor der Osterkerze zur Taufwasserweihe. Der Klerus aber bleibt auf seinen Plätzen. Der Priester steht zwischen der Osterkerze und dem Wasserbehälter. Die Weihe beginnt unmittelbar mit der Oration „*Omnipotens sempiterne Deus, adesto . . .*“ Im übrigen ist alles wie im Römischen Meßbuch. Hat die Kirche keinen Taufbrunnen, dann folgt sogleich nach dem ersten Teil der Allerheiligenlitanei die Erneuerung des Taufgelübdes.

Für kleinere Kirchen: Wenn die Funktion ohne Gesang stattfindet, steht der Priester sofort nach dem ersten Teil der Litanei auf, wendet sich zum Taufwasserbehälter und beginnt

mit der Weihe. Wenn aber gesungen wird, erhebt er sich bei seiner Session, macht vor dem Altar Reverenz und begibt sich zur Taufwasserweihe. Der Priester sehe darauf, daß er bei der Taufwasserweihe dem Volk nicht den Rücken kehrt. Das Volk muß zusehen und die Zeremonien verfolgen können.

8. Erneuerung des Taufgelübdes. Nach der erfolgten Taufwasserweihe oder (wo sich kein Taubrunnen befindet) nach dem ersten Teil der Litanei legt der Priester Weihrauch ein und inzensiert die Osterkerze, wobei er sie umschreitet. Dann bleibt er in der Mitte des Chores stehen und wendet sich, eventuell auch von einem Ambo oder erhöhten Platz aus, zum Volk. Nun beginnt er mit der Formel zur Erneuerung des Taufgelübdes. Die Volkssprache ist überall dort gestattet, wo im Taufritus des Rituales die VolksSprache erlaubt ist. Das Volk soll zum würdigen Antworten bei der Erneuerung des Taufgelübdes angeleitet werden. Das Zentrum der heiligen Handlung ist stets die Osterkerze, das Sinnbild des auferstandenen Heilandes, dessen lebenspendende Allmacht geheimnisvoll durch die Kerze in das Wasser hinabsteigt und der bei der Erneuerung des Taufgelübdes den Ehrenplatz einnimmt. Darum inzensiert der Priester immer wieder die Osterkerze.

Die feierliche Erneuerung des Taufgelübdes knüpft an einen alten Brauch des ersten Jahrtausends an, wo man zu Ostern das Taufgedenken feierte. Übrigens haben eifrige Seelsorger in vielen Gegenden zu Ostern die Gläubigen ihr Taufgelübde erneuern lassen. Das Formular der Taufgelübderneuerung ist ganz den Taufzeremonien angeglichen. Zuerst stellt es den Gläubigen die Auferstehung des Herrn vor Augen, dann spricht es den Gedanken aus, daß wir mit Christus begraben wurden und mit Christus zum neuen Leben auferstehen müssen. Nun erneuern wir das Taufversprechen, von nun an eifriger und inständiger Gott zu dienen. Darauf folgt die Absage an den Satan und die Hingabe an Christus mit dem abschließenden „Vater unser“ und der Bitte um die Hilfe der göttlichen Gnade. Der ausdrücklich gestattete Gebrauch der Volkssprache zeigt das liebevolle und weise Entgegenkommen der Kirche. Die Gläubigen sollten mit mehr Verständnis und aktiver Teilnahme aus den Schätzen der heiligen Liturgie Nutzen schöpfen.

9. Der zweite Teil der Litanei. Nach der Erneuerung des Taufgelübdes knien wieder alle an ihren Plätzen nieder. Die Sänger setzen nun inmitten des Chores die Litanei bis zum Ende fort. Der Priester aber und seine Assistenz gehen in die Sakristei und nehmen dort die weißen Paramente

für das feierliche Vigilamt. Inzwischen wird die Osterkerze aus der Mitte des Chores weggetragen und auf ihren eigenen Leuchter auf der Evangelienseite gestellt. Auch das Taufwassergefäß wird aus dem Chor getragen. Der Altar wird mit Blumen geschmückt, Tücher werden aufgelegt und alles wird für die Feier der Messe vorbereitet.

Für kleinere Kirchen: Vollzieht sich die Funktion ohne Gesang, dann kniet sich nach der Taufgelübdeerneuerung der Priester neuerdings vor der Osterkerze nieder und setzt die Litanei fort. Inzwischen wird der Altar zur Meßfeier bereitet. Wenn die Funktion mit Gesang gehalten wird, beginnen die Sänger sofort nach der Erneuerung des Taufgelübdes mit dem zweiten Teil der Litanei. Inzwischen begibt sich der Priester in die Sakristei und nimmt dort die weißen Paramente für die Meßfeier. Auch der Altar wird jetzt gerichtet.

Die Prostratio während des zweiten Teiles der Litanei fällt weg, da sie nur aus dem Ritus der Erteilung der höheren Weihe genommen wurde. Nur wenn höhere Weihe erteilt werden, machen die Ordinandi diese Prostratio.

10. Die feierliche Messe der Ostervigil.
 Nach der Vollendung der Litanei beginnen die Sänger mit dem feierlichen Kyrie. Inzwischen begibt sich der Priester mit der Assistenz in weißen Paramenten unter Vorantritt des Rauchfaßträgers und der Akolythen mit den brennenden Kerzen zum Altar. Der Psalm Judica und das Confiteor fallen aus. Der Priester steigt den Altar hinan, küßt ihn in der Mitte und inzensiert ihn. Wenn die Sänger das Kyrie vollendet haben, stimmt der Priester das feierliche Gloria an. Es läuten die Glocken und es fällt die Orgel ein. Die Meßfeier vollzieht sich wie im Meßbuch. Nach dem Graduale wird vom Priester das dreifache Alleluja gesungen. Beim Evangelium werden keine Leuchter getragen. Ausgelassen wird das Credo, das Agnus Dei und der Friedenskuß. Das Volk kann zur heiligen Kommunion gehen. Als Communio wird die bisherige Antiphon „Vespere autem Sabbati“ gesungen ohne das Magnificat. Dann folgt die Postcommunio, das Ite missa est mit dem doppelten Alleluja und der Priestersegen. Das letzte Evangelium aber fällt aus, und alle kehren in die Sakristei zurück.

Für kleinere Kirchen: Wenn die Funktion ohne Gesang vollzogen wird, steht der Priester nach der Vollendung der Litanei auf, geht zum Kredenztisch, legt dort die violetten Paramente ab und nimmt die weißen für die Meßfeier. Dann begibt er sich zum Altar, macht Reverenz, steigt zum Altar hinauf, küßt ihn und betet das Kyrie wie in der Messe. Dann

betet er das Gloria usw. Ist die Funktion mit Gesang, dann begibt sich der Priester, während die Sänger das Kyrie singen, zum Altar und vollzieht alles wie oben.

Zur Unterlassung des Stufengebetes sei kurz bemerkt: Das neue Dekret greift auf die ältere römische Tradition zurück. Das Stufengebet wurde erst später eingeführt und entstammt der Privatandacht. Im 11. und 12. Jahrhundert berichten die liturgischen Quellen, daß es der Priester betet, wenn er zum Altar geht, und zwar still. Erst im 13. und 14. Jahrhundert wurde es vorgeschrieben. Aber auch jetzt noch betet es der Priester in der feierlichen Messe still und gleichsam vom Volke abgewendet, während der Chor feierlich das Kyrie singt. In ähnlicher Weise unterbleibt auch am Schluß das Johannes-Evangelium, das ebenfalls aus der Privatandacht stammt. Wahrscheinlich betete es der Priester still bei der Rückkehr in die Sakristei. Erst Pius V. hat es 1570 vorgeschrieben.

III. Schluß

Die Bischöfe werden gebeten, der Liturgiekommision über den Erfolg der Osternachtfeier zu berichten und eventuelle Bitten vorzubringen. Den Verlagen ist es verboten, den Ritus zu drucken, weil noch Änderungen kommen können. Im übrigen ist in der Vatikanischen Druckerei in Form einer Meßbucheinlage bereits ein „Ordo Sabbati Sancti“ mit 40 Seiten und mit allen Gesängen und Texten, ausgenommen den Kanon der Messe, erschienen.

Der Kommentar der „Ephemerides Liturgicae“ schließt mit den Worten: Dieses Dekret läßt ganz klar das Bemühen der Kirche erkennen, die liturgische Frömmigkeit der Gläubigen und ihre aktive Teilnahme am Gottesdienst auf jede Weise zu fördern. Das ist auch der Grund, warum das Dekret sooft den Auftrag gibt, die Zeremonien angesichts des Volkes zu halten. So soll z. B. die Feuerweihe an jenem Platz beim Kirchenportal geschehen, wo das Volk die heiligen Zeremonien am besten verfolgen kann. Ebenso soll die Taufwasserweihe nicht beim Taufbrunnen, der vielleicht in einem entfernten und dunklen Winkel der Kirche steht, vollzogen werden, sondern in der Mitte des Chores angesichts des Volkes. Derlei pastorale Gesichtspunkte waren auch maßgebend bei der Vorschrift, die geweihte Osterkerze mitten im Chor aufzustellen, wo alle Zeremonien gut sichtbar vollzogen werden können. Auch die Lesungen wurden auf vier eingeschränkt, da das Volk nicht fähig ist, die frühere große Zahl aufzunehmen. Vor allem aber wird dieser Grundsatz sichtbar in der neuen Vorschrift der Taufgelübdeerneuerung, um so dem christlichen Volk Gelegenheit zu geben, wirklich aktiv und

in voller Mitwirkung wenigstens an einer heiligen Handlung teilnehmen zu können. Das neue Dekret über die Feier der Osternacht bedeutet für alle Freunde der Liturgie ein hoffnungsvolles Licht.

Linz a. d. D.

Josef Huber.

Mitteilungen

Michael von Faulhaber — 40 Jahre Bischof und 30 Jahre Kardinal. Wie ein neuer Moses, den gewaltigen Prophetengestalten des Alten Bundes vergleichbar, den großen Kirchenvätern der christlichen Frühzeit verwandt, steht die ehrwürdige Gestalt des Münchener Erzbischofs in unserer Zeit. Michael Faulhaber wurde noch unter Pius IX. am 5. März 1869 zu Klosterheidenfeld in Unterfranken, Diözese Würzburg, als Sohn eines Bäckermeisters geboren. Seit 1. August 1892 Priester, promovierte er 1895 mit höchster Auszeichnung in Würzburg zum Doktor der Theologie. Schon als Diakon und in frühen Seelsorgsjahren fiel der geistvolle Prediger auf. Drei Jahre lang (seit 1896) wurde der Kaplan und Vizerektor der deutschen Anima in Rom geprägt von der Liebe zu St. Petrus und zur wissenschaftlichen Forschung. Studien über die biblischen Katenenhandschriften führten den jungen Doktor auch in spanische und englische Bibliotheken. 1899 Privatdozent in Würzburg geworden, erhielt Faulhaber sechs Tage nach dem Tod Papst Leos XIII., am 26. Juli 1903, den Ruf als Straßburger Ordinarius der biblischen Theologie. Der Name des Lehrers und Redners, Forschers und Seelsorgers ging ruhmvoll in das Land. Am 4. Jänner 1910 wurde er zum Bischof von Speyer ernannt und von Pius X. am 7. Jänner 1911, also vor 40 Jahren, präkonisiert. Am 19. Februar 1911 schon sah der Speyerer Kaiserdom die feierliche Bischofskonsekration.

Vertreter Kardinal Bettingers schon als Feldpropst des Krieges, ward der wesensadelige, auch vom König geadelte Speyerer Bischof 1917 auch Bettingers Nachfolger als Metropolit und Erzbischof von München-Freising, der 69. Bischof der Korbiniansdiözese.

Nach der Ernennung vom 26. Mai 1917 und der Präkonisation vom 24. Juli am 23. August mit dem Pallium bekleidet, wurde Faulhaber am 3. September feierlich in München eingeführt. Im Mai 1917 hatte auch Msgr. Eugen Pacelli den Ruf nach München empfangen. Schon am 17. Jänner 1920 päpstlicher Thronassistent geworden, erhielt Faulhaber vor 30 Jah-

ren, im Geheimen Konsistorium vom 7. März 1921, von Benedikt XV. den Kardinalspurpur, als vierter der Münchener Bischofsgeschichte und zweiter der Neuzeit.

Seit 34 Jahren ist Michael von Faulhaber nun Erzbischof von München-Freising: ein Fels in der Brandung dreier „Revolutionen“ 1918 — 1933 — 1945; als Vorsitzender der bayerischen Bischofskonferenz die Säule der bayerischen Kirche, als Persönlichkeit eine der Grundfesten der Zeit. Das Konkordat von 1924 wurde ein Grundstock für den Neubau, Faulhabers Beispiel und Werk, wie seine Predigten und Schriften Quadersteine des Aufbaues, aber auch der Abwehr. Anwalt der deutschen Ehre und Treue, aber auch der deutschen Würde in einer würdelosen Zeit, wird der Kardinal auch zum Verteidiger des Volkes Israel, des Friedens und des Rechtes. Neben den vielfachen Sorgen des geistlichen Amtes drückten die gigantischen Nöte im Nachkriegsdeutschland schwer auf seine Schultern. Nicht von Zeitprogrammen mitgerissen, ist er doch zeitnahe und aufgeschlossen; nicht bloß dem guten Alten, sondern auch dem Neuen allezeit offen. Faulhaber schreitet immer noch seiner Zeit voran. Er weiht als Kirchenbauer über hundert Gotteshäuser, geht auf Caritaswegen hilfreich in die Täler der Not und erhebt den Zeitruf der sozialen Gerechtigkeit.

Es entspricht gewiß dem Willen des hohen Jubilars, daß wir angesichts von 40 Jahren eines arbeits- und ernteschweren Bischofsamtes unter vier Päpsten lieber Gott als ihm die Ehre geben. Aber von der Wucht und Größe jenes Felsens, auf den der Herr seine Kirche gebaut hat, fällt auch ein Schimmer auf die säkulare Persönlichkeit des Jubelbischofs. Ad multos annos!

Mitterfels (Bayern).

Dr. Josef Rußwurm.

Römische Erlässe und Entscheidungen

Zusammengestellt von Dr. Karl Böcklinger, Linz a. d. D.

Neuordnung der Nonnenklöster. Die Apostolische Konstitution „Sponsa Christi“ vom 21. November 1950 bringt einige Änderungen des Ordensrechtes für die Frauenorden. Diese Änderungen haben ihren Grund in den heutigen Zeitverhältnissen, die bei den Nonnenklöstern oft schwere Notlage und große Schwierigkeiten mit sich bringen. (Die neue Konstitution gilt aber nur für die Nonnen, nicht aber für die Schwestern, d. h. für die Angehörigen der religiösen Genossenschaften und Gesellschaften; vgl. can. 488). Die Hauptaufgabe aller Nonnenklöster ist die Pflege des beschaulichen Lebens. Arbeiten, die nebenbei verrichtet werden dürfen und (auch in rein beschaulichen Orden) verrichtet werden müssen, sollen dem beschaulichen Leben angepaßt und zuträglich sein; sie sind

für den Lebensunterhalt des Klosters bestimmt. Kirchliche und Ordensobere haben die Pflicht, den Nonnen die nötige Arbeit zu verschaffen und die Durchführung der Arbeit und die Preisbildung zu überwachen. Die Vorschriften der päpstlichen Klausur werden auf alle Nonnenklöster ausgedehnt. Die päpstliche Klausur ist jetzt allerdings in einer zweifachen Form zu verstehen: die große (maior, vgl. can. 600—602; sie gilt für Nonnenklöster, die sich nur der Pflege des beschaulichen Lebens widmen) und die kleine (minor, eine gemäßigte und eingeschränkte Form der großen päpstlichen Klausur für Nonnenklöster, die neben der Pflege des beschaulichen Lebens andere Aufgaben haben). Die kleine Klausur gibt den Nonnen die Möglichkeit, Räume, die außerhalb des eigentlichen Klosters (in dem die große Klausur aufrecht bleibt) liegen und den Sonderaufgaben des Ordens dienen, zu betreten und Außenstehende (z. B. Zöglinge oder Pfleglinge) in diese Räume aufzunehmen. Nach Art der Mönchkongregationen (Benediktiner) sollen auch die (an sich autonomen) Nonnenklöster sich zu Verbänden (foederationes) zusammenschließen, um einen anregenden Austausch der Nonnen und geistige und wirtschaftliche Zusammenarbeit zu ermöglichen. Diese Verbände werden ausschließlich vom Heiligen Stuhl errichtet. Dieser approbiert auch ihre Statuten. Der Heilige Stuhl behält sich dabei das Recht vor, sich innerhalb des Verbandes durch einen Assistenten vertreten zu lassen, der den Geist des Ordens fördert und die Oberinnen bei der Leitung des Verbandes mit Rat und Tat unterstützt. Die obgenannte Konstitution wird durch eine Instruktion der Religionskongregation vom 23. November 1950 in ihren Einzelheiten erklärt (AAS, 1951, Nr. 1, p. 5 ss., 37 ss.)

Tätigkeitsbericht der Rota Romana für 1950. Von 142 Prozessen waren 139 Eheprozesse. 46 Prozesse wurden im Armenrecht (cum gratuito patrocinio) geführt. Als Klagegründe waren am häufigsten Furcht und Zwang (50 Fälle), Ausschluß der ehelichen Nachkommenschaft (27 Fälle) und Impotenz des Mannes (14 Fälle). Die meiste Aussicht auf eine positive Lösung hatte defectus vel simulatio consensus (von 8 Fällen 6 positiv), die geringste Ausschluß der ehelichen Nachkommenschaft (von 27 Fällen nur 4 positiv).

	positiv	negativ	Summe
Ob exclusum bonum fidei	1	11	12
Ob exclusum bonum prolis	4	23	27
Ob exclusum bonum sacramenti	—	6	6
Defectus vel simulatio consensus	6	2	8
Clandestinitas	1	1	2
Condicio apposita	4	5	9
Consanguinitas	—	1	1
Disparitas cultus	—	1	1
Impotentia mulieris	2	1	3
Impotentia utriusque coniugis	—	1	1
Impotentia viri	5	9	14
Vis et metus	21	29	50
Variae causae	3	2	5
<hr/>			
	47	92	139

Indizierung. Durch ein Dekret des Heiligen Offiziums vom 2. Oktober 1950 wird das Buch „Grundlegung und Grenzen des kanonischen Rechtes“ von Joseph Klein (Tübingen 1947) auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt (AAS, 1950, p. 739).

Mitgliedschaft beim Rotaryklub. Ein Dekret des Heiligen Offiziums vom 11. Jänner 1951 verbietet allen Klerikern die Mitgliedschaft beim Rotaryklub und die Teilnahme an dessen Zusammenkünften. Die Laien sind auf can. 684 aufmerksam zu machen, nach dem der Beitritt zu „geheimen, verurteilten, aufrührerischen, verdächtigen und der rechtmäßigen Aufsicht der Kirche sich absichtlich entziehenden Gesellschaften“ verboten ist (AAS, 1951, Nr. 2, p. 91).

Aus der Weltkirche

Von Prof. Dr. Joh. Peter Fischbach, Luxemburg

I. Die Apostolische Konstitution „Sponsa Christi“

Wem wäre die Frage noch nicht vorgelegt worden, ob es nicht an der Zeit sei, die beschaulichen weiblichen Orden umzuformen, d. h. sie in das aktive Apostolat einzuspannen, da dies eine der dringendsten Forderungen der Zeit sei. Als vom 26. November bis zum 8. Dezember 1950 in Rom der internationale Kongreß zur Reform des Ordenslebens seine Beratungen hielt, kam selbstverständlich mehr als ein Redner in seinen Untersuchungen auf die Zeitgemäßheit des kontemplativen Lebens in den Männerorden zu sprechen, und es läßt sich wohl kaum leugnen, daß Gebet und Sühne als hauptsächlicher Lebensinhalt der beschaulichen Orden auch dann berechtigt sind, wenn von allen Seiten nach Kräften für das tätige Apostolat gerufen wird. Nebenbei dürfte bemerkt werden, daß dem Christenmenschen eine weitgezogene Freiheit in der Wahl seines religiösen Ideals zusteht, und die Kirche will diese Freiheit nicht ohne sehr triftige Gründe einengen. Anderseits war es nicht unerlaubt, an gewisse Zeitanpassungen gerade der weiblichen kontemplativen Orden zu denken, und das nicht nur in den mit der päpstlichen Klausur verbundenen Regelungen. Bei aller Hochschätzung, die wir für das kontemplative Ideal hegen, können doch geschichtliche Perioden eintreten, in welchen die kontemplativen Kräfte etwas stärker, wenn auch vorübergehend, mit dem aktiven Apostolat zu verbinden sind. Auf dem römischen Kongreß waren keine Ordensfrauen oder Schwestern persönlich vertreten; doch wurde während des Kongresses die Mitteilung gemacht, Papst Pius XII. habe am 21. November die Apostolische Konstitution „*Sponsa Christi*“ unterzeichnet, deren Zweck es sei, eine Reihe von neuen Regelungen für die Nonnenklöster im alten und strengen Sinn (Moniales, Sanctimoniales) zu treffen.

Bemerkenswert ist schon der Titel der Konstitution: „*De sacro monialium instituto promovendo.*“ Es soll also das weibliche kontemplative Ordensideal von neuem gefördert werden. Und in der Tat ist der päpstliche Erlass, der sich an die gottgeweihten Jungfrauen als an „den edelsten Teil der Herde Christi“ wendet, von einem doppelten Gedanken durchwirkt, sowohl von der Hoch-

schätzung für eine überlieferte hochstrebende Lebensform klösterlicher Gemeinschaft als auch von der Idee der sich aufdrängenden Notwendigkeit gewisser Reformen und Anpassungen.

In einem meisterhaften historischen Rückblick erfährt zunächst das Institut der Monialen mit seiner Jungfrauenweihe und seinen hohen aszetischen Forderungen eine eingehende Würdigung. Noch zu Beginn der neueren Zeit waren die kontemplativen Nonnen mit strenger päpstlicher Klausur die einzige im kirchlichen Recht anerkannte Form weiblichen Ordenslebens, und erst allmählich, als von Gott berufene Frauen Gemeinschaften für bestimmte Werke des Apostolates und der Caritas gründeten, reifte die tiefere Scheidung zwischen Klöstern und Orden, die ausschließlich das kontemplative Leben pflegten, und solchen, die mit dem kontemplativen Leben kanonisch gebilligte Werke des Apostolats verbunden und sich nicht mehr zur Rezitation des heiligen Offiziums verpflichteten, während sie an der päpstlichen Klausur festhalten mußten. (Wir brauchen hier nicht auf die zahlreichen Schwestern-Kongregationen einzugehen, die von der päpstlichen Klausur frei sind.)

Die Verhältnisse und Erschütterungen der Gegenwart haben es mit sich gebracht, daß die strengen Klausurvorschriften eine Anpassung erheischen und daß auch einzelne Lebensbedingungen in den kontemplativen Frauenorden nach einer vernünftigen Modernisierung verlangen, ohne daß wesentliche Elemente der altehrwürdigen Einrichtung angetastet werden. Die Notlage und die materiellen Schwierigkeiten zahlreicher Klöster sind zu beachten. Die zu strengen Gesetze der Klausur bringen oft große Schwierigkeiten mit sich; die wachsenden Bedürfnisse der Kirche zeigen uns, daß der Augenblick gekommen ist, das monastische Leben im allgemeinen, selbst bei den Klosterfrauen, die ganz der Kontemplation geweiht sind, mit einer maßvollen Teilnahme am Apostolat zu verbinden. Jedoch müssen die Arbeiten und Dienste, denen die Klosterfrauen sich widmen, so nach Ort, Zeit, Maß und Art geregelt werden, daß das aufrichtig kontemplative Leben der ganzen Gemeinschaft wie jeder einzelnen Nonne gewahrt, genährt und gestärkt wird.

Ein kurzes Kapitel befaßt sich mit der körperlichen und geistigen Arbeit der Nonnen, zu der schon alle Menschen durch das Naturgesetz und das Bußgesetz verpflichtet sind; durch die Arbeit werden auch die Werke der Nächstenliebe vollbracht. Übrigens enthalten bereits die ältesten Regeln des Ordenslebens die Verpflichtung zur Arbeit, welche eine Form der Gottverbundenheit und Abtötung sowie ständige Übung aller Tugenden sein kann (vgl. die Familie von Nazareth). Doch es war nicht zuletzt ein praktischer Grund, nämlich die Notlage und Armut vieler Frauenklöster, durch die Pius XII. sich bewegen ließ, auf eine einträgliche Arbeit hinzuweisen, d. h. eine Arbeit, die für die Armen, die menschliche Gesellschaft und die Kirche nützlich ist und je nach Zeit und Umständen den Klosterfrauen den notwendigen Unterhalt verschafft.

Die Konstitution „Sponsa Christi“ beschließt ihre thematischen Darlegungen mit einigen Erwägungen über den Apostolatscharakter des Berufes der Ordensfrauen, die gleichzeitig mit der vollkommenen Gottesliebe die vollkommene Liebe zum Nächsten üben sollen. Das allgemeine Apostolat der Nonnen benutzt hauptsächlich

die drei bekannten Mittel des Beispieles christlicher Vollkommenheit, des Gebetes und des Eifers der Hingabe in den Abtötungen.

In neun längeren Artikeln folgen als kanonischer Anhang die Allgemeinen Statuten für die Klosterfrauen. Es kann nicht Aufgabe eines summarischen Berichtes sein, die verschiedenen rechtlichen Einzelheiten zu studieren. Trotzdem möchten wir den einen oder anderen Punkt herausgreifen. So wird gesagt, daß die Ausübung von Werken des Apostolats, die mit dem kontemplativen Leben verbunden ist, keineswegs dem strikten Status von Klosterfrauen widerspricht. Artikel 4 regelt die große und die kleine päpstliche Klausur. Alle Nonnenklöster und alle Nonnen mit feierlichen oder einfachen Gelübden sind überall verpflichtet, das Officium divinum im Chor gemäß dem Canon 610, § 1, und gemäß ihren Konstitutionen zu verrichten. Es wird nicht allgemein vorgescriben, Klosterverbände zu errichten. Jedoch werden diese Verbände vom Apostolischen Stuhl sehr empfohlen, sowohl um den Übeln und Unzuträglichkeiten vorzubeugen, die eine vollkommene Trennung verursachen kann, als auch um die Observanz der Regel und das kontemplative Leben zu fördern. Artikel 8 verlangt, daß die monastische Arbeit so geregelt werde, daß sie zusammen mit den anderen von der Kirche gebilligten Einkünften und mit Hilfe der Vorsehung den Nonnen einen gesicherten und entsprechenden Unterhalt verschafft. „Die Nonnen ihrerseits sind im Gewissen verpflichtet, nicht nur in ehrenhafter Weise im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot zu verdienen, von dem sie gemäß dem Rat des Apostels leben (II. Thess. 3, 10), sondern auch, wie die Zeiten es erfordern, von Tag zu Tag ihr Geschick und ihre Eignung für die verschiedensten Arbeiten zu steigern.“ Artikel 9 bespricht und regelt die zulässigen Formen eines äußeren Apostolates, wobei jedoch eine Einschränkung beibehalten wird für jene Nonnenklöster, in denen das ausschließlich kontemplative Leben bisher niemals in einer festen und beständigen Weise mit einem äußeren Apostolat verbunden gewesen ist.

II. Die Wiederherstellung der Ostervigil

Mit Genugtuung vernahmen die Anhänger der liturgischen Erneuerungsbewegung anfangs März, daß die Ritenkongregation die Rückverlegung der Karsamstagsliturgie in die Nacht vom Karlsamstag zum Ostersonntag gestattet habe. Gleicherweise freuten sich jene zahlreichen Priester, die den Wunsch hegten, das Ostergeheimnis seelsorglich in einer sinnvollen und packenderen Weise auswerten zu dürfen. Auch in Laienkreisen war das Bedürfnis, Ostern eindrucksmächtiger zu erleben, stark gewachsen. Wir Priester mußten ja eine geistige Anstrengung vollziehen, um in den frühen Morgenstunden des Karsamstags und am helllichten Tage eine Reihe von Riten zu persolvieren, die ihrem ganzen Gehalt nach für die Osternacht bestimmt waren und deshalb nur mehr durch bestimmte gedankliche Einstellungen einen Sinn erhalten konnten, d. h. daß man von der „Zeit“ abstrahierte. Außerdem erscholl am Karsamstag das „Exsultet“ vor größtenteils leeren Kirchen, da unsere Gläubigen nicht nach eigenem Gutdünken die Stunden ihrer religiösen Freizeit wählen. Wir danken dem Papste, der es uns ermöglicht, dem höchsten der Hochfeste seinen ursprünglichen Glanz zurückzugeben.

Seit Jahren hatte man von vielen Seiten in Rom die Bitte vorgetragen (der deutsche und französische Episkopat sowie der Benediktinerorden), die Karsamstagsliturgie wieder auf jenen Zeitpunkt

zu verlegen, an dem sie in der Urkirche gefeiert wurde und auf den ihre Texte und Riten (Osterkerze) abgestimmt sind. An sich steht ja einem mitternächtlichen Gottesdienst kein entscheidendes Bedenken entgegen. Pius XII. selbst hatte für Neujahr 1950 und 1951 die Anregung zur Feier einer Mitternachtsmesse gegeben. Nachdem eine Kommission die geschichtlichen Probleme studiert hatte, erhielt die Ritenkongregation den Auftrag, das Dekret zu erlassen und einen historisch fundierten und zeitgemäß angepaßten Vigilritus zu veröffentlichen.

Als die Zeilen geschrieben wurden, lagen noch nicht viele Berichte über die mit dem neuen Ritus in diesem Jahre gemachten Erfahrungen vor. Rom selbst hatte ihn in der Lateranbasilika angewandt, während der Pfarrklerus durchwegs keine sehr große Begeisterung zeigte. In anderen Ländern war von einer großen und ergriffenen Teilnahme der Gläubigen zu hören. Wenig sagt uns der Vorschlag des Baseler Bischofs Franz von Streng zu, der die Ostervigil in den frühen Abendstunden, etwa um 8 Uhr, wünscht. Wir wollen doch die Auferstehung des Herrn am Ostertage selbst verkünden. Vielleicht sollte der Episkopat aller Länder in Rom um die Erlaubnis bitten, die vier Lesungen aus dem Alten Testamente einfachhin in der Volkssprache vortragen zu dürfen, da sie ja „angehört“ werden sollen, wie es in den Rubriken zur Ostervigil (n. 15) heißt.

III. Papst Pius XII. spricht zu den Problemen der Zeit

Zu Beginn der Fastenzeit (am 6. Februar) hielt der Heilige Vater die übliche Ansprache an den Klerus seiner Diözese Rom, der ihm durch den neuen Kardinalvikar Clemente Micara vorgestellt wurde. Die Rede begann mit einem kurzen Gedenkwort an den verstorbenen Kardinal Marchetti-Selvaggianni, der die Diözese Rom während 20 Jahren verwaltet hatte. Aus dem Rückblick auf das Heilige Jahr notieren wir das Bekenntnis des Papstes, daß das Jubiläum in einem doppelten Sinne alle Erwartungen übertraf, sowohl durch den Zustrom der Pilger als auch durch die erbauliche religiöse Haltung des römischen Volkes. Doch als Bischof dieses Volkes kann Pius nicht übersehen, daß viele in Unkenntnis oder uneingedenk der Gebote Gottes und der Gesetze der Kirche leben. Es ist ihm gleichfalls nicht möglich, jene Welt zu vergessen, die in ständiger Angst vor schrecklichen Katastrophen lebt. Wenn der Papst von seinen direkten Hirten sorgen spricht, dann muß er immer wieder das dringende Bedürfnis betonen, das augenblicklich für das katholische Apostolat besteht, die schwachen, kraftlosen oder im Glauben schwankenden Seelen zurückzugewinnen. Hier tut sich ein weites Arbeitsfeld für die Mitarbeit der Laien auf, sowohl in der großen offiziellen Katholischen Aktion als auch in den kleineren Vereinigungen und Zirkeln, die sich manchmal als freundschaftliche und familiennahe Formen des Apostolates konstituieren. Diese Kleinarbeit von Laien sollen alle mit freundlichen Augen ansehen und sie ermutigen, selbst dann, wenn sie nicht an die Grenzen einer Pfarre gebunden oder nicht mit der organisierten Katholischen Aktion zusammengeschlossen ist. Zweifellos ist das gute Funktionieren des Pfarramtes eine strenge Pflicht des Klerus und eine systematische Dokumentation durch Pfarrkartotheke und dergleichen ist eine sehr nützliche Seelsorgshilfe. Aber die Seelsorge selbst muß stets das persönliche Siegel des Gei-

stes und des Herzens tragen, auf den persönlichen lebendigen Beziehungen zu den Pfarrkindern fußen und sich von den Exzessen der Bürokratie fernhalten. Eine der teuersten Aufgaben der römischen Seelsorger bei der christlichen Bildung der Heranwachsenden muß die Sorge für die Priesterberufe sein. Die Statistiken bestätigen die Berechtigung der schmerzlichen Klage über die zu geringe Zahl der römischen Priester. Auf den ersten Blick können diese Statistiken einen tiefen Schrecken hervorrufen; aber die Erfahrung zeigt, daß es in Rom nicht an Priesterberufen fehlt, wenn sie nur in den Pfarren und Familien richtig gepflegt werden. Da der Pfarrklerus oft mit Arbeit überladen ist, wäre es gelegentlich angezeigt, einige der sichtbaren, aber weniger wichtigen Tätigkeiten einzuschränken, um sich dafür um so intensiver der Bildung der Jugend zu widmen. Und hier könnte der zahlreiche außerpfarrliche Klerus Roms eine reichere Mitarbeit leisten, der es, Gott sei Dank, niemals an schönen Vorbildern fehlt. Die Fastenprediger ihrerseits können viel zur Weckung und Förderung der Priesterberufe beitragen.

Zur Feier des 75. Geburtstages und 12. Krönungstages des Hl. Vaters hatte die spanische Arbeiterschaft am 11. März in Madrid, in den Provinzhauptstädten und in anderen Städten Versammlungen einberufen und Kundgebungen veranstaltet, an denen außer den Arbeitern auch Arbeitgeber, Angestellte und Techniker sich beteiligten. Den Höhepunkt der Festlichkeiten bildete die Rundfunkbotschaft, die Pius XII. über den Vatikansender an diese Spanier richtete. Das spanische Sendernetz übertrug die Rede des Oberhauptes der Kirche und in Madrid waren alle Regierungsmitglieder bei den Kundgebungen zugegen; in Sevilla präsidierte der Erzbischof Kardinal Segura y Saenz.

Der Papst betonte, daß seit Leo XIII. wenige Fragen die Kirche so stark beschäftigten wie die Arbeiterfrage und die soziale Frage überhaupt. Ohne die Kirche ist die soziale Frage unlösbar. Aber ebensowenig ist die Kirche in der Lage, sie allein zu lösen. Sie bedarf dazu der Mitwirkung der geistigen, wirtschaftlichen und technischen Kräfte der öffentlichen Macht. Die Kirche hat zur religiös-sittlichen Begründung der ganzen sozialen Ordnung umfassende und wohlgedachte Programme vorgelegt, in denen alles Gute und Gerechte der übrigen Systeme enthalten ist, und die Sozialgesetzgebung der verschiedenen Länder ist großenteils eine Anwendung der von der Kirche verkündeten Richtlinien. Im Laufe der Jahrhunderte bemühte sich das Christentum, zielbewußt zu erreichen, daß man mehr den Menschen in Rechnung stelle als die wirtschaftlichen und technischen Vorteile und daß alle, soweit es an ihnen liegt, ein christliches und menschenwürdiges Leben führen können. Deshalb verteidigt die Kirche das grundsätzlich unantastbare Recht auf Privateigentum, wobei sie jedoch zu gleicher Zeit eine gerechtere Verteilung des Besitzes fordert und auf das Naturwidrige einer sozialen Lage hinweist, wo einer kleinen Gruppe von Bevorrechteten und übermäßig Reichen eine ungeheure Volksmasse von Verarmten gegenübersteht. Alle jene, die in irgend einer Weise auf die Entwicklung der Gesellschaft Einfluß nehmen können, müssen bestrebt sein, eine Lage zu schaffen, die allen Gutsgesinnten nicht bloß das Leben, sondern auch das Sparen ermöglicht. Der gerechte Lohn und eine bessere Verteilung der Naturgüter sind zwei der dringlichsten Forderungen in dem Sozialprogramm der Kirche.

Die nun folgenden Sätze wollen wir im vollständigen Wortlaut wiedergeben, da sie eine Frage von aktueller Bedeutung berühren:

„Die Kirche sieht mit freundlichem Auge und begünstigt auch all das, was innerhalb der durch die Umstände gebotenen Möglichkeiten darauf hinzielt, Elemente des Gesellschaftsvertrages in den Arbeitsvertrag einzuführen, und die allgemeine Lage des Arbeiters verbessert. Die Kirche eifert gleichfalls zu all dem an, was dazu beiträgt, daß die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sich menschlicher und christlicher gestalten und von gegenseitigem Vertrauen beseelt seien. Der Klassenkampf kann niemals ein soziales Ziel sein. Die Diskussionen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern müssen Eintracht und Zusammenarbeit zum Hauptziel haben.“

Im letzten Teil seiner Ansprache hebt der Papst hervor, daß wir zur Lösung der sozialen Frage Menschen brauchen, die aus dem Glauben leben und ihre Pflicht im Geiste Christi erfüllen. Versöhnlichkeit, Opferbereitschaft, gegenseitige Achtung, Schlichtheit der Lebensführung und Verzicht auf Luxus sind Dinge, die nur mit Hilfe der göttlichen Gnade erreichbar werden. Man wirft dem christlichen Glauben gern vor, daß er den Sterblichen, der für das Leben kämpft, mit der Hoffnung auf das Jenseits tröstet. Wer hat nun in Spanien mehr als die Kirche dazu beigetragen, daß das Familienleben und das gesellschaftliche Leben glücklich und ruhig war? Für die Lösung der gegenwärtigen sozialen Probleme hat niemand ein Programm aufgestellt, das die Lehre der Kirche an Sicherheit, innerer Kraft und Realismus überträfe. Um so mehr ist es deshalb ihr Recht, alle zu ermahnen und zu trösten und ihnen in Erinnerung zu rufen, daß der Sinn des irdischen Lebens im Jenseits, im ewigen Leben liegt.

Am Ostermontag, 26. März, empfing Pius XII. in der Benediktionsaula die 2700 Pilger der französischen „Katholischen Union des öffentlichen Unterrichts“ (Union Catholique de l' Enseignement Publique), die in fünf Sonderzügen nach Rom gekommen waren. Der staatliche Unterricht steht in Frankreich auf dem Boden des Laizismus; doch die Zahl der katholischen Lehrkräfte an den Universitäten, Lyzeen und in den Elementarschulen hat sich erfreulich gesteigert. Was anfangs in kleineren Gruppen organisiert war, vereinigte sich 1929 zur „Katholischen Union des öffentlichen Unterrichts“ mit ausschließlich religiöser Zielsetzung. Die Zahl der Mitglieder geht in die Zehntausende; an der Tagung in Straßburg im vergangenen Jahr nahmen 2900 Professoren und Lehrer teil. Es ist heute keine Seltenheit, daß in dem laizistischen Frankreich prominente Katholiken auf jenen Lehrstühlen sitzen, die noch vor kurzem den Vertretern des Rationalismus gehörten.

Zu Beginn seiner sehr gepflegten und thematisch interessanten französischen Ansprache an diese Pilger aus dem Lehrfach erinnerte Pius XII. daran, daß man sich im Frankreich der letzten Jahrhundertwende kaum hätte vorstellen können, daß eine Romfahrt wie die heutige jemals stattfinden würde. Die „Université de France“, die im Laufe der Zeit einen bedeutenden Beitrag zum Fortschritt der Zivilisation und des christlichen Humanismus lieferte, war von jeher tief in der Geschichte der Kirche und der Nation verwurzelt. Deshalb arbeiteten die Gegner der Kirche auf einen Bruch hin, was ihnen infolge der seit dem Ende des 18. Jahrhunderts unsicher und steuerlos gewordenen Geisteshaltung gelingen mußte. Trotzdem glückte es dem Laizismus nicht, den verbleibenden christlichen Funken auszulöschen. Allmählich traten die christ-

lichen Kräfte offener hervor, und wer heute in Frankreich noch von einem Gegensatz zwischen Religion und Wissenschaft redet, spielt die Figur eines verspäteten Nachzüglers. Die katholischen Professoren und Erzieher erwarben sich die Achtung der nicht-gläubigen Kollegen, die auch bei passender Gelegenheit dem Papste ihre Ehrfurcht bezeugen. Es hat sich also ein erfreulicher Wandel vollzogen, der eine Frucht der Arbeit der katholischen Lehrkräfte ist. Der Papst freut sich, eine reiche Vertretung dieser religiös auf-strebenden Schar begrüßen zu dürfen, die nach Rom gekommen ist, um den Geist des inneren Lebens und des apostolischen Eifers zu nähren und zu festigen. Der menschliche und christliche persön- liche Wert der Lehrkräfte ist die Basis und die Triebfeder einer wirksamen Aktion. Eine sichtbare Kraft ist das Beispiel des Glaubens und des christlichen Lebens; eine unsichtbare Kraft ist der Reichtum des Gnadenlebens, dessen Ausstrahlungen einen weiten Radius haben. Selbstverständlich muß auch in den Unterrichtssälen das direkte Apostolat in Anwendung kommen, obschon dies unter den gegebenen Umständen eine delikate Angelegenheit ist. Zwar belehrt die Kirche alle Eltern über ihre gebieterische Pflicht, für eine Erziehung ihrer Kinder zu sorgen, in der das Religiöse sich organisch mit dem rein Menschlichen verbindet, und sie ermutigt jene Vorkämpfer, die selbstlos und energisch die katholischen Schulen auszubauen. Trotzdem bleibt es wahr, daß unzählige Kinder nicht durch die katholische Schule gehen, schon allein deshalb, weil nicht überall eine solche Schule besteht; außerdem gibt es religiös gleichgültige Familien, oder irdische Erwägungen geben der laizistischen Staatsschule den Vorzug. Sollen nun diese jungen Seelen ohne jene christliche Formung bleiben, auf die sie ein Anrecht haben? Es ist nicht immer leicht, diesem Mangel in den Anstalten des offiziellen Unterrichtswesens abzuhelpfen. Einerseits ist es verboten, den „konfessionellen“ Boden zu betreten, und dieses Verbot wird vielfach auf das Religiöse überhaupt ausgedehnt; anderseits kommen die Schüler und Studenten oft aus den allerver-schiedensten Milieus und gehören verschiedenen Religionsbekenn-nissen an oder sind sogar religionslos. Es handelt sich darum, auf erlaubtem Wege diese jungen Seelen zum Guten zu beeinflussen. Hier ist die geheime Einwirkung des starken Gnadenlebens und des Gebetes notwendig. Wie sich Gott durch die sichtbare Schöpfung zu erkennen gibt, so läßt er sich auch in den allgemeinen Gesetzlichkeiten aufspüren, die der bloßen Vernunft zugänglich sind. Noch mehr ist es unmöglich, in ihrer ganzen Weite und mit Unpar-teilichkeit die Geschichte der Menschheit und ihrer Kultur zu lehren, ohne daß man, selbst wenn man Dogma und Apologetik weg-läßt, überall das Licht Christi und seiner Kirche aufstrahlen sieht. Sowohl Schwierigkeiten als auch schöne Resultate zeichnen den Weg in die Zukunft, der es an soliden Verheißungen nicht fehlt.

In Rom tagte kurz nach Ostern der Kongreß der „Welt-be wegung für eine Weltföderation“. Kraft seiner Sendung ist das Papsttum verpflichtet, nicht bloß die Einigung Europas, sondern die Einigung der Welt positiv zu fördern. Seit dem ersten Jahre seines Pontifikates umschrieb Pius XII. die fried-liche internationale Neuordnung als eine auf den Grundpfeilern der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe fundierte Ordnung des stabilen Gleichgewichtes. Die Macht einer bestimmten Gruppe oder eines bestimmten Staates wird keine gesunde Basis des Friedens und der Einheit abgeben, da sie außerstande ist, eine wirkliche Harmo -

nie der Nationen herbeizuführen. Es gehört jedoch nicht zu den Aufgaben der Kirche, bezüglich der konkret-praktischen Form und des technischen Aussehens einer Weltföderation präzise Anweisungen vorzulegen. Darum wird auch die Kirche keiner der verschiedenen föderalistischen Bewegungen als Mitglied beitreten; in mehreren Verbänden leisten Geistliche eine fruchtbare Mitarbeit. Bereits vor Jahren, am 11. November 1948, hatte Pius XII. die Teilnehmer am 2. internationalen Kongreß der Europäischen Union der Föderalisten in Audienz empfangen. So empfing er auch am 6. April die Delegierten der oben genannten Weltbewegung, denen er zuerst von den Bemühungen des Hl. Stuhles um den Frieden sprach. Trotz aller Mißerfolge will die Kirche ihre Anstrengungen nicht aufgeben. Dort, wo man ihre Sendung anerkennt und sie nicht zur Dienerin politischer Ziele erniedrigt, kann sie ein mächtiger Friedensfaktor sein. Sie wird alles fördern, was zur Sicherung des Friedens beiträgt. Eine organisierte politische Einigung der ganzen Welt entspräche kirchlicher Lehre und insbesondere der christlichen Doktrin über den Krieg in den heutigen Verhältnissen. Man muß deshalb zu einer derartigen Organisation kommen, schon allein deshalb, um das die Völker wirtschaftlich aufreibende Wettrüsten zu beenden. Wenn die föderalistische Auffassung einer politischen Weltorganisation einer mechanischen Vereinheitlichung vorbauen will, dann ist sie wiederum im Einklang mit den von der Kirche aufgestellten Grundsätzen. Keine Weltorganisation ist brauchbar und lebensfähig, wenn sie die natürlichen Gegebenheiten im Verhältnis der Völker zueinander nicht beachtet. Innerhalb der Völker müssen ebenfalls die gesunden Strukturen gesichert werden, wozu erforderlich ist, daß der blinde Kult der Zahl überwunden werde; der Bürger stellt doch mehr dar als seine Wahlstimme im Dienste einer politischen Partei. Auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet ist erst dann an eine organische Einheit zu denken, wenn die letzten Normen nicht mehr vom „quantitativen Utilitarismus“ diktiert werden, der sich bei der Gestaltung der Arbeit einzig von der Rücksicht auf die Gestehungskosten leiten läßt. An Stelle der künstlichen Einteilung in Klassen muß die Zusammenarbeit in der Berufsgemeinschaft treten. Auf kulturellem und sittlichem Gebiet sind die notwendigen Bindungen der Freiheit anzuerkennen. Wer nur in den Kategorien eines mechanischen Unitarismus zu denken vermag, schafft keine organische Einheit. Diese Wahrheit gilt nicht zuletzt hinsichtlich der Idee eines Weltparlamentes, das mehr sein muß als ein neuer legaler Automatismus, der Völker und Individuen immer stärker in die Rolle eines willenlosen Instrumentes hineinzwangt. Es handelt sich darum, eine gesunde Menschengemeinschaft zu begründen, in der alle Glieder gemeinsam für das Wohl der ganzen Menschheit tätig sind. Es ist unmöglich, das Problem einer politischen Weltorganisation zu lösen, ohne daß man gelegentlich neue Wege beschreitet. Die geschichtlichen Erfahrungen, zusammen mit einer gesunden Sozialphilosophie, können Lehrmeister sein, und eine gewisse prophetische Schau der schöpferischen Phantasie vermag von Nutzen zu sein.

IV. Zur Seligsprechung Pius' X.

Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, werden schon mehrere Wochen verstrichen sein, seitdem in Rom ein Papst, dessen Pontifikat von gefährlichen Stürmen geschüttelt war, zur Ehre der

Altäre erhoben wurde. Mit größter Sympathie wurde in allen Ländern die Seligsprechung Pius' X. erwartet.

Giuseppe Sarto ward am 2. Juni 1835 zu Riese in der Provinz Treviso in Oberitalien geboren. Die Priesterweihe empfing er 1858 und er wurde nacheinander Kaplan, Pfarrer und Domherr. Von 1884—1893 war er Bischof von Mantua, um diesen Sitz dann mit dem Patriarchenstuhl von Venedig zu vertauschen, wo er gleichzeitig Kardinal war. Am 4. August 1903 erfolgte seine Wahl zum Papste nach Ausscheidung der Kandidatur Rampollas. Er starb am 20. August 1914 kurz nach dem Beginn des ersten Weltkrieges. Pius X. ist als religiös-innerliche Natur bekannt, deren Lauterkeit und reine Absichten auch von denen nicht bestritten werden, die als Historiker an einzelnen Punkten seiner Tätigkeit Kritik übten. Hauptziel seines Pontifikates war die innerkirchliche Reform: „Alles in Christo erneuern . . .“ Zur Reinerhaltung der Lehre veröffentlichte er 1907 gegen den Modernismus das Dekret „Lamentabili“ und die Enzyklika „Pascendi“ sowie 1910 die Vorschriften über den Antimodernisteneid. Bereits 1904 kündigte er die Kodifikation des Kirchenrechtes an. Im Jahre 1909 wurde in Rom das päpstliche Bibelinstitut gegründet. Erwähnung verdiensten ganz besonders die Kommuniondekrete (ötere und tägliche Kommunion, Frühkommunion) sowie die Bestrebungen zur Reform der Kirchenmusik und der Wiederherstellung des alten Chorals. Sehr erfreulich war die nach gesunden Kriterien unternommene Brevierreform, die den ganzen Psalter und das Officium de feria wieder zur Geltung bringen wollte. Mit Recht kann man Pius X. als eucharistischen und liturgischen Papst bezeichnen. Für die Aszese und Tätigkeit des Klerus wird die Exhortatio „Haerent animo“ vom 4. August 1908 stets wertvoll bleiben. Im deutschen Gewerkschaftsstreit gab die Epistola Encyclica „Singulare quadam“ vom 24. September 1912 an Kardinal Kopp von Breslau und den gesamten deutschen Episkopat dadurch eine beruhigende Lösung, daß sie einerseits die rein katholischen Organisationen bevorzugte, andererseits aber die konfessionell gemischten christlichen Gewerkschaften duldet. In Italien selbst erfolgte nicht ohne Schwierigkeiten und traurige Nebenerscheinungen der Aufbau der Katholischen Aktion. Obwohl eine Milderung des „Non expedit“ eintrat und das Verhältnis zum Staat an Spannung verlor, blieb es den Katholiken dennoch untersagt, eine eigene politische Partei zu gründen, was in der allgemeinen Linie der Politik zweifellos von Nachteil war. Überhaupt hatten der Papst und sein edler Staatssekretär Kardinal Merry del Val auf kirchenpolitischem Gebiete schwere Kämpfe auszufechten. Ein guter Beschuß war das Verbot der staatlichen Exklusive bei der Papstwahl. Weitblickend war auch die Empfehlung der Zusammenarbeit von Kirche und Staat unter Ablehnung der Bindung der Kirche an eine bestimmte Staatsform (die Monarchie). Trotzdem vermochte Pius X. die 1905 in Frankreich vollzogene Trennung von Kirche und Staat nicht zu verhindern und er sah sich genötigt, das im Zusammenhang damit erlassene Gesetz über die örtlichen Kultusvereine zu verurteilen. Portugal dekretierte gleichfalls 1911 die Trennung von Kirche und Staat. Nicht ohne Bitternisse für den Stellvertreter Christi und seine Ratgeber verließ der Kampf gegen den Modernismus, und mancher Einspruch erhob sich gegen den Antimodernisteneid. Abschließend dürfen wir sagen, daß die positive Bedeutung des elfjährigen Pontifikates vorwiegend auf dem religiös-innenkirchlichen Gebiete lag, wo eine Reihe fruchtbarer

Initiativen ergriffen wurden, die sich bis heute nachhaltig auswirken.

Wenn sich schon frühzeitig zahlreiche Stimmen erhoben, die um die Seligsprechung Pius' X. baten, so erforderte trotzdem die Klugheit, daß der Hl. Stuhl in dieser Angelegenheit keine voreiligen Schritte unternehme, eben weil es sich um einen Tiaraträger handelte. Es drängte sich im Gegenteil eher eine größere Strenge der Prozedur auf. Das gesamte Untersuchungsmaterial ist gewaltig. Der letzte kanonisierte Papst ist Pius V., der 1572 starb, 1672 durch Clemens X. seliggesprochen und 1712 von Clemens XI. kanonisiert wurde. Im Jahre 1923 begann beim Vikariat in Rom der Informativ-Prozeß über den Ruf der Heiligkeit, die Tugenden und die Wunder. Er dauerte acht Jahre und vernahm 51 Zeugen, darunter die Schwestern und Verwandten des Papstes, neun Kardinäle, Bischöfe, Prälaten, Ordensleute, Laien und Hauspersonal. Zu gleicher Zeit liefen die Rogatorialprozesse in Treviso, Mantua und Venedig, bei denen 154 Zeugen befragt wurden. Am 19. April 1939 ernannte Pius XII. den Kardinal Salotti zum Ponens (Berichterstatter) der Causa, welche Funktion seit dem Tode Salottis Kardinal Micara versieht. Nach den nötigen Vorarbeiten und der päpstlichen Unterschrift zur Introductio der Causa wurden von 1943 bis 1946 im Vatikan, in Venedig, Mantua und Treviso die vier Apostolischen Prozesse über den heroischen Tugendgrad und die Wunder geführt.

Am 8. August 1950 fand in Castel Gandolfo im Beisein des Hl. Vaters die Generalkongregation über die heroischen Tugenden des Verstorbenen statt, und am 3. September ließ Pius XII. das entsprechende Dekret über seinen Vorgänger verlesen. Nun durfte die Diskussion der beiden zur Seligsprechung erforderlichen Wunder in die entscheidende Phase eintreten; man erwählte zwei Heilungen aus den Jahren 1928 und 1938. Durch Dekret vom 11. Februar 1951 approbierte Pius XII. die vorgeschlagenen Wunder.

Nachdem am 20. Februar die vom Papste präsidierte Generalkongregation ihre letzten Debatten abgeschlossen hatte, konnte am 4. Fastensonntag, dem 4. März, das *T u o - D e k r e t* promulgiert werden, das offiziell feststellt, daß nun nach der Erklärung des heroischen Tugendgrades und nach Approbation der erforderlichen Wunder ruhig und sicher zur feierlichen Seligsprechung des Ehrwürdigen Dieners Gottes Papstes Pius' X. geschritten werden kann. Das Dekret beginnt mit den sinnvollen Worten „*Laetare Ecclesia Christi*“ und drückt zunächst die Freude des christlichen Volkes aus, das sehnüchsig die neue Beatifikation erwartet. Es werden die Tugenden des Dieners Gottes kurz aufgezählt: Sittliche Lauterkeit, Freundlichkeit und Milde, mutiger, beständiger und ruhiger Eifer für die Sache Christi sowie Starkmut für die Reinerhaltung und den Schutz des Glaubens. „Was jedoch an erster Stelle sogar seine Gegner an ihm bewunderten, das ist die christliche Demut. Diese Tugend hat den Ruf seiner Heiligkeit auf dem ganzen Erdkreis genährt, seine Grabstätte verherrlicht und wird sie in nächster Zukunft noch mehr verherrlichen.“

V. Verschiedenes — Kurznachrichten

Am 18. Februar brachte der „Osservatore Romano“ die Mitteilung, daß Kardinal Joseph Pizzardo das Amt des Sekretärs der Kongregation des Hl. Offiziums übernimmt, das durch den Tod des Kardinals Marchetti-Selvaggiani vakant geworden war. Kardinal

Pizzardo wird daneben seinen bisherigen Posten als Präfekt der Kongregation der Seminarien und Universitäten beibehalten.

Laut Meldung desselben „Osservatore“ vom 24. März ernannte Pius XII. den bisherigen Apostolischen Visitator in Deutschland, Erzbischof L.-J. Muench, Bischof von Fargo in den USA., zum Apostolischen Nuntius bei der westdeutschen Bundesrepublik. Erzbischof Muench ist am 18. Februar 1889 in Milwaukee geboren. Ende 1935 übernahm er die Leitung der in Nord-Dakota gelegenen Diözese Fargo; nach dem Weltkriege berief ihn der Hl. Vater auf seinen jetzigen Posten.

Zum 40. Jahrestag seiner Bischofsweihe und dem 30. seiner Kardinalsernennung erhielt Kardinal Michael von Faulhaber am 28. Januar ein päpstliches Handschreiben, in dem wir u. a. lesen: „Wir senden Ihnen . . . Unsern väterlichen Gruß und zugleich mit ihm den Ausdruck Unseres innigen Dankes und uneingeschränkter Wertschätzung für die hervorragenden und in ihrer Art einzigen Dienste, die Sie in diesen vier Jahrzehnten Ihres Bischoftums und den drei Jahrzehnten des Kardinalats der Kirche und den Seelen geleistet haben . . . Niemand kann besser als Wir ermessen, was in diesen vierzig Jahren an Verantwortung und Mühe, an Aufgaben und Opfern und manchmal auch an Leiden sich auf den Schultern dessen häufte, der bei der Bischofsweihe sich unter dem Evangelienbuch dem jugum Domini beugte. Gott hat es gewollt, daß Wir Jahre hindurch Augen- und Ohrenzeuge Ihres bischöflichen Wirkens wurden, da Wir als Päpstlicher Nuntius in Bayern in Kriegs- und Nachkriegszeit eine Zeitenwende durchlebten, die Uns für immer unvergänglich bleiben wird. Jene Zeit hat Uns Einblicke in Ihr Wollen und Streben, in Ihr Wirken und Vollbringen, in Ihre Zielsetzungen und Gesinnungen gegeben, die zu Unseren tröstlichsten Erfahrungen und freudigsten Erinnerungen gehören . . . Möge die gebenedete Jungfrau, die der fromme Sinn Ihres engeren Heimatlandes als die Patrona Bavariae verehrt, Ihnen von dem Ewigen Hohepriester die Gnade erflehen, Ihrem gläubigen Volke noch lange der weise Führer, der wachsame Hüter, der unermüdliche Helfer, der unbeirrbare Wahrheitskünder zu sein in einer Zeit, in der Licht und Finsternis, Wahrheit und Irrtum, Christentum und Antichristentum um die Seele der Völker ringen.“

Nachdem der französische Episkopat — Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe — statt der gewöhnlichen Jahreskonferenz der Kardinäle und Erzbischöfe am 3. und 4. April im Institut Catholique eine Plenarversammlung abgehalten hatte, veröffentlichte er eine längere Erklärung über das Schulproblem. Die katholischen Eltern werden an ihre aus dem Glauben fließende Pflicht erinnert, ihre Kinder nur der freien katholischen Schule anzuvertrauen, da sie allein den Forderungen des Christentums entspricht. Der Staat muß in seinen eigenen Schulen den Glauben der Kinder respektieren und er darf die Freiheit der Eltern bei der Wahl einer Schule nicht behindern. Doch diese theoretische, in den Gesetzen anerkannte Freiheit ist nicht hinreichend. In allzu vielen Fällen sind nur die Wohlhabenderen imstande, die Kinder in eine freie Schule zu schicken. Trotz der großen Opfer, die von den Katholiken gebracht werden, kann die freie Schule ihre Lehrkräfte nicht nach Gebühr entlohen. Eine Lösung dieses beängstigenden Problems wäre möglich und zur Ehre Frankreichs zu erhoffen. Längst hat es sich erwiesen, daß das Nebeneinander der beiden Schulen, der staatlichen und der katholischen, keine Gefahr für die nationale

Einheit bedeutet. Durch die Rechte der Familie büßen die authentischen Rechte des Staates nichts ein; der Staat dürfte seine Rechte nicht überschreiten dadurch, daß er ein faktisches Schulmonopol fördert. Dieses besteht darin, daß ärmere Staatsbürger aus finanziellen Gründen genötigt sind, ihre Kinder den offiziellen Schulen anzuvertrauen, obschon diese den berechtigten Wünschen der Katholiken nicht entsprechen. Gegenüber der Schule müßte der Staat die tatsächliche Gleichheit aller französischen Familien sicherstellen. Die gegenwärtige Situation ist nicht bloß demütigend und schmerzlich, sondern hat eine untragbare Schärfe erreicht, da die Katholiken das Höchstmaß an Opfern gebracht haben, so daß zum mindesten Sofortmaßnahmen sich aufdrängen, falls man zugeben muß, daß die ganze Frage nicht von heute auf morgen eine totale Lösung finden kann. Gerade jetzt, wo die Zahl der Schulkinder wachse, wird, erweist sich die Lage als besonders akut. Die freie Schule verlangt nach einer staatlichen finanziellen Unterstützung. Was nun die zahlreichen katholischen Kinder betrifft, denen nur die Staatsschule zur Verfügung steht, kann die Kirche ihre Pflichten nicht versäumen. Keineswegs verkennt sie den Wert der offiziellen Schulen und ihres Lehrpersonals, unter dem sich tüchtige Katholiken befinden, die im Unterricht stets das Gewissen der Nichtkatholiken respektieren. Christliche Eltern, deren Kinder die neutrale Schule besuchen, dürfen denselben Respekt für den katholischen Glauben fordern; anderseits haben sie die Pflicht, ihren Kindern die nötige religiöse Bildung zu besorgen. In dieser Beziehung sind besonders die Schüler der Elementar- und technischen Schulen benachteiligt, also die Schüler aus den Volkssklassen, während die Lage für die Schüler höherer Schulen und vieler Lyzeen günstiger aussieht. Es ist die Aufgabe der Familienorganisationen und anderer qualifizierter Organisationen, die konkreten Modalitäten einer echten Schulgerechtigkeit vorzulegen und zu verteidigen, damit sich in der gegenseitigen Anerkennung aller Überzeugungen die moralische Einheit der Nation friedlich festige. In gegenseitigem Verständnis muß Frankreich durch loyale Anstrengungen den Schulkonflikt beenden. Auf keine Weise läßt sich die Notwendigkeit der christlichen Schule anzweifeln.

Der Vatikan durfte nicht schweigen, als der Rundfunk am 10. März meldete, der Erzbischof von Prag, Msgr. Beran, sei aus seinem Bistum ausgewiesen und mit einer Geldstrafe belegt worden. Der „Osservatore Romano“ nahm am 16. März in einem längeren Artikel Stellung. Die Vermutung ist nicht unbegründet, daß Prag ein Schisma erhofft. Es hieß sofort nach der Ausweisung Berans, das Domkapitel der tschechischen Hauptstadt habe einen der Regierung genehmen Geistlichen, Antonin Stehlik, zum „Kapitularvikar“ des Erzbistums gewählt. Der Hl. Stuhl antwortete am 17. März mit einer feierlichen Erklärung der Konsistorialkongregation, in der man die zahlreichen und unerhörten Rechtsverstöße der letzten Monate gegen die tschechische Kirche, ihre Würdenträger und ihren Klerus unterstreicht. Besonders hervorgehoben wird die unrechtmäßige Besetzung kirchlicher Stellen. Als letzter Eingriff wird die Ausweisung des Prager Erzbischofs erwähnt. Die Schuldigen werden an die verschiedenen dem Hl. Stuhl reservierten Exkommunikationen erinnert, denen sie ohne weiteres verfallen sind; dasselbe gilt für die gemäß Canon 2209, §§ 1—3, Mitschuldigen.

Im Laufe der vier ersten Monate dieses Jahres fanden im Petersdom verschiedene Seligsprechungen statt. Die Reihe eröffnete am 18. Februar Alberico Crescitetli; ihm folgte

Francesco Antonio Fasani (1681—1742), der als Heiliger und Missionar seiner Heimatstadt Lucera in Apulien (Süditalien) gelebt hatte. Am 29. April wurden die beiden Dominikanerbischöfe Joseph Maria Diaz Sanjurjo und Melchior Garzia Sampedro mitsamt 23 Genossen beatifiziert, die alle in Zentraltonking ihr Blut für den Glauben vergossen hatten.

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalt dieser Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung erfolgt in keinem Falle.

Aristoteles. Metaphysik. (Die Lehrschriften V.) Herausgegeben, übertragen und in ihrer Entstehung erläutert von Paul Gohlke. (462). Paderborn 1951, Ferdinand Schöningh. Brosch. DM 12.—.

St. Augustine, Against the Academics. Translated and annotated by John J. O'Meara, M. A., D. Phil. (Oxon). (Ancient Christian Writers. The Works of the Fathers in Translation. No. 12). (214). Westminster, Maryland 1950, The Newman Press. \$ 3.—.

Berg, Dr. L. van de, O. F. M. De Infidelium Polygamorum Conversione. Documenta Romana circa S. Pii Papae V Constitutionem „Romani Pontificis“ quod ad Missionem in Insulis Gambier 1833—1843. (XII et 68). Maastricht (in Hollandia) 1951, Domus editorialis „Ernest van Aelst“.

Clarke, Richard F. Geduld. Ein kleiner Lehrgang für 31 Tage. 3. Auflage. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von Robert Egloff. (99). Luzern 1951, Verlag Räber & Cie. Kart. Fr./DM 1.90.

De Gewijde Rede. Practisch Maandschrift voor de Gewijde Welsprekendheid. 23e Jaargang, Aflevering 4. Maart-Nummer 1951. Uitgeverij J. Schenk, Maastricht, Nederland.

Der Prediger und Katechet. Praktische katholische Monatschrift für die Verkündigung des Glaubens. 90. Jahrgang, Heft 1, Dezember 1950. Krailling vor München, Erich-Wewel-Verlag.

Die Kirche in der Welt. Wegweisung für die katholische Arbeit am Menschen der Gegenwart. Ein Loseblatt-Lexikon. III. Jg. 1950. Münster 1950, Verlag Aschendorff. Preis der einzelnen Lieferung DM 5.—, des Bandes DM 15.—, im Sammelordner in Ganzleinen DM 19.—.

Die Osternachtfeier nach dem neuen Ritus. Herausgegeben von Prof. Dr. Pius Parsch. (28). Volksliturgisches Apostolat Klosterneuburg — Volksliturgischer Verlag München. Geh. S —.75.

Directorium Seminariorum (in Sinis). Auctoribus Missionariis Congregationis Immaculati Cordis Mariae (Scheut). (XXXIX et 745). Pekini 1949. Fr. belg. 262.—.

Firkel, Eva. Frömmigkeit des Sünders. (186). Innsbruck-Wien 1951, Tyrolia-Verlag. Kart. S 18.—.

Friess, Albert, CSSR. Das Dogma von der Himmel-

fahrt Mariens. Sinn und Wert. (48). Siegburg (Rhld.) 1951. Verlag F. Schmitt. Kart.

Geheiligte Woche. Biblisch-Liturgisches Gebetbuch von L. Andrews — J. H. Newman. Übersetzt von Otto Karrer. (120). 8 Bilder in Tiefdruck. München, Verlag Ars sacra. Leinen geb. DM 3.90.

Grazioli, Angelo. Beichtvater und Seelsorger im Geiste des hl Joseph Cafasso. Aus dem Italienischen übersetzt und eingeleitet von P. Franz Faßler, Benediktiner. (286). Luzern 1951, Verlag Räber & Cie. Leinen geb. Fr. 13.80. Auslieferungsstelle in Deutschland: Stuttgart, Kepplerhaus GmbH.

Hertling, Ludwig. S. J. Priesterliche Umgangsformen. Neubearbeitung. 5. Auflage. (128). Innsbruck 1951, Verlag Felizian Rauch. Halbleinen geb. S 16.80.

Johannes Chrysostomus. Nachweis der Gottheit Christi und acht Predigten über atl. Gesetz und Evangelium. Von Dr. Max Haidenthaler, Pfarrer in Schleedorf, Salzburg. (88). Kommissionsverlag: Oberösterreichischer Landesverlag, Linz. Kart. S 27.—.

Juri. Dr. Hermann. Erstkommunionbüchlein. Erstbeicht- und Erstkommunionunterricht mit Erstkommunionfeier. — Firmungsbüchlein. Firmunterricht, Spendung der hl. Firmung. Firmungsprüfung. Je (64). Graz-Wien 1951, Styria, Steirische Verlagsanstalt. Kart. je S 2.40.

Karrer, Otto. Seele der Frau. Ideale und Probleme der Frauenwelt. (202). 13 Tiefdruckbilder. München, Ars sacra, Josef Müller. Leinen geb. DM 8.65.

Katholischer Siedlungsdienst e. V., Köln (Rhein), Streitzeuggasse Nr. 47. Nachrichten — Pressedienst — Seelsorgerbriefe.

Laros, Dr. Matthias. Die Botschaft des Herrn an diese Zeit. Erster Band: Advent bis Pfingsten. (280). Regensburg, Friedrich Pustet. Kart. DM 6.—, Leinen geb. DM 8.50.

Lautenbacher, Guntram Georg Feuerer. Sein Leben und Werk. (238). Regensburg 1951, Verlag Josef Habbel. Leinen geb. DM 7.50.

Lefèbre, Dom Gaspar, O. S. B. Le Christ Vie de l'Eglise. Quatorze Instructions en forme de Retraite. (200). Bruges (Belgique), Editions de la Vigne — Paris, Société Liturgique, S. A. Frs. 50.—.

Lenz, Joseph. Der moderne deutsche und französische Existentialismus. (200). Zweite erweiterte Auflage. Trier 1951, Paulinus-Verlag. Kart. DM 4.80.

Link, Ludwig. Ehrenkanoniker im Bistum Mainz 1821—1950. (22). (Sonderdruck aus: Jahrbuch für das Bistum Mainz. Festschrift Dr. Albert Stohr. 1950. 5. Band). Verlag: Der Bischofliche Stuhl zu Mainz.

Liturgisches Meßbuch mit Kommunionfeier für Kinder. Von einer Schwester der Assumption. Aus dem Englischen übertragen von Otto Karrer. (128). Mit 61 Bildern in Kupfertiefdruck. München, Ars sacra, Josef Müller. Kart. DM 1.50.

Merton, Thomas. Verheißungen der Stille. Übersetzung der amerikanischen Ausgabe von Magda Larsen. (215). Luzern (Schweiz) 1951, Räber-Verlag. Leinen geb. Fr./DM 9.20.

Mitzka, Franz, SJ. Führung und Freiheit. Das Gespräch mit Gott. (144). Wien 1951, Verlag Herold. Ganzleinen geb. S 21.—, brosch. S 15.—.

Muchow, Hans Heinrich. *Flegeljahre. Beiträge zur Psychologie und Pädagogik der „Vorpubertät“.* (68). Ravensburg 1950, Otto-Maier-Verlag. Kart. DM 5.80, Hlw. DM 6.80.

Mutschmann, Heinrich, u. Wintersdorf, Karl. *Shakespeare und der Katholizismus.* (256). 3 Stammtafeln. (Speyerer Studien. Herausgegeben von Msgr. Nikolaus Lauer. Reihe II, Band 2). Speyer 1950, Pilger-Verlag. Geb. DM 10.80.

Niedermeyer, Univ.-Doz., Dr. Albert. *Nachträge und Änderungen zum I. Band. (XVI).* Wien 1951, Verlag Herder. Geh. S 3.—.

Pan, Edmund. *Katechetische Skizzen für die IV. Klasse der Hauptschulen.* Im Anschluß an den Lehrplan für den katholischen Religionsunterricht an den Volks- und Hauptschulen Österreichs. 3. Bändchen (Anfang März bis Mitte April). (68). Kart. S 6.80. — 4. Bändchen (Mitte April bis Schulschluß). Kart. S 7.50. Mödling bei Wien, Verlag Missionsdruckerei St. Gabriel.

Portmann, Heinrich. *Das unauflösliche Band. Ein Wort an Seelsorger und Juristen, Mediziner und Erzieher.* (125). Münster (Westf.) 1950, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Kart. DM 3.80, geb. DM 4.80.

Rahner, P. Hugo, S. J. *Mariens Himmelfahrt und das Priestertum.* Festansprache zur Feier der Dogmatisierung der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel, gehalten am 1. November 1950 im Canisianum zu Innsbruck. (16). Innsbruck 1951, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 3.—.

Reetz, Abt Benedikt, O. S. B. *Liturgie und Streben nach Vollkommenheit.* (In Viam Salutis. Schriftenreihe. Herausgegeben vom Institutum Liturgicum, Salzburg, Erzabtei St. Peter. Bd. III). (63). St. Peter, Salzburg 1951, Verlag Rupertuswerk. Kart. S 12.—, DM 2.80, Sfr. 3.—.

Rosenkranzbüchlein. Gedanken zum heiligen Rosenkranz von Schwester Angela, Ursuline. Bilder von Albert Figel. (32). 15 Bilder. München 1951, Verlag Ars sacra. Geh. DM —.60.

Schranner, Anton. *Vom Worte Gottes. Einführung in die Heilige Schrift.* (256). Einsiedeln, Meinrad-Verlag. Geb. Fr. 7.80, brosch. Fr. 6.60.

Specimen Examinis Ordinandorum. Editio quarta post Codicem novissimis SS. D. N. PP. XII Actis conformata. (XIII, 191, 90). Roma 1949, Edizione Liturgiche, Via 24 Maggio 10.

Steer, Fr. Josef, SVD. *Zwischen Geisterhaus und Kathedrale.* (270). Mit 32 Bildseiten, mehreren Skizzen und einer Übersichtskarte. Mödling bei Wien 1951, St.-Gabriel-Verlag. Halbleinen geb. S. 35.—.

Sträter, Paul, S. J. *Maria im Christenleben.* (Katholische Marienkunde, III. Band). (390). Paderborn 1951, Verlag Ferdinand Schöningh. Leinen geb. DM 14.70.

Thauren, Univ.-Prof., Dr. Johannes (Herausgeber). *Weltkrise und Weltmission. Vorträge des IX. Internationalen Akademischen Missionskongresses in Wien, 3.—7. Juli 1950.* (150). Mödling bei Wien 1951, St.-Gabriel-Verlag. Kart. S 15.—, Halbleinen geb. S 20.—.

Van der Leeuw, Dr. G. *Die Bilanz des Christentums.* Ins Deutsche übertragen von W. F. J. Sigar. (134). Zürich MCMXLVII, Rascher-Verlag. Leinen geb. DM 7.20.

Vinzenz von Paul. In seiner Zeit und im Spiegel seiner Briefe, Vorträge und Gespräche. Übertragen und eingeleitet von Hans

Kühner. (272). Einsiedeln/Köln 1951, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG. Leinen geb. Fr./DM 14.80.

Wiechert, Ernst. *Lebensworte aus seinen Schriften*. Ausgewählt und geordnet von Adolf Wendel. (164). Mit einem Bildnis des Dichters. Zürich MCML, Rascher-Verlag. Leinen geb. DM 7.80.

Zimmermann, Josef. *Trinität, Schöpfung, Übernatur*. Theologische Studie. (146). Regensburg 1950, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 6.—.

Buchbesprechungen

Der Geist der mittelalterlichen Philosophie. Von Etienne Gilson. Deutsche Fassung von Reinulf Schmücker. (468). Wien 1950, Verlag Heder. Ganzleinen geb. S 80.—.

Nun ist endlich das 1932 in französischer Sprache erschienene berühmte Werk des Pariser Philosophen Gilson auch im Deutschen zugänglich, und zwar in einer sprachlich wie ausstattungsmäßig ausgezeichneten Ausgabe. Gilson versteht es, mit „esprit“ die schwierigsten Fragen klar und leuchtend darzustellen. Zunächst geht es um die gründliche Auseinandersetzung mit dem viel umstrittenen Problem, ob der Begriff „christliche Philosophie“ im strengen Sinne nicht einen inneren Widerspruch bedeute und „Philosophie“ dabei nicht am Ende zu „getarnter Theologie“ werde. Gilson unterscheidet treffend: Zwar muß die Ordnung der Offenbarung und die Ordnung der Vernunft immer sauber auseinander gehalten werden; jedoch bedarf die Vernunft beim Philosophieren mit moralischer Notwendigkeit der Offenbarung, um die Irrtümer der reinen Vernunft (man denke nur an Platon und Aristoteles!) vermeiden zu können und allen Wirklichkeitsbereichen gerecht zu werden. Im einzelnen werden dann eine Reihe grundlegender Themen der „Philosophia perennis“ behandelt, so zwar, daß jeweils zuerst das von der griechischen Philosophie diesbezüglich Erreichte dargelegt und dann die Weiterführung, bzw. Korrektur jener Lösungsversuche durch die Philosophie der Patristik und der Hochscholastik aufgezeigt wird. Immer in lebendig geistiger Dramatik, wobei zugleich die Ansatzpunkte moderner Problematik deutlich werden. Wie genial und seither unerreicht war doch der metaphysische Tiefenblick jener Zeiten! Das Buch Gilsons hat eine nicht zu unterschätzende geistige Mission.

Linz a. d. D.

Prof. Josef Knopp.

Die Tragödie des Humanismus ohne Gott. Feuerbach — Nietzsche — Comte und Dostojewskij als Prophet. Von Henri de Lubac. Deutsch von Dr. Eberhard Steinacker. (410). Salzburg 1950, Otto Müller-Verlag. Leinen geb. S 48.—.

Ein aufwühlendes Buch, ein echter „de Lubac“! Wissend, tiefbohrend und glänzend geschrieben, was noch in der Übersetzung zum Ausdruck kommt. Der Positivismus und Biologismus, der heute noch in manchen Formen der Naturwissenschaft und Existenzphilosophie gefährlich lebendig ist, wird hier in seiner Verwurzelung mit festem Zugriff aufgedeckt. Die unheimliche Selbstzerstörung der atheistischen Philosophie des 19. Jahrhundertes, deren traurige Auswirkung die heutige materielle und geistige Verödung des Abendlandes ist, findet in de Lubac einen unbestechlichen Deuter. Wie leuchtet doch auf solch düsterem Hintergrunde

der ganze Reichtum der „Philosophia perennis“! Nur eines scheint de Lubac etwas zu wenig betont zu haben. Daß überhaupt ein Comte und Nietzsche möglich waren, kommt zuletzt wohl daher, daß im 19. Jahrhundert auf katholischer und evangelischer Seite christliches Leben und Denken großenteils traditionell verumummt war, daß seine innere Strahlkraft nicht zur Geltung kommen konnte. Scheeben und Kierkegaard sind erst von unserer Zeit entdeckt worden. So wird de Lubacs Buch zu einer tiefernsten Ge-wissenserforschung auch für uns. Es gibt nicht bloß eine Diabolie, die das Wahre und Gute einfach nicht sehen will. Es gibt auch versäumte Aufgaben auf christlicher Seite, die schwer aufgeholt werden können. Möchten wir uns doch den neugestellten Problemen gegenüber nicht neuer Versäumnisse schuldig machen! Ganz unbegründet ist solche Besorgnis keineswegs.

Linz a. d. Donau.

Prof. Josef Knopp.

Geschichte der Philosophie. Vom Dr. Johann Fischl. II. Renaissance und Barock. Neuzeit bis Leibniz. (XVI u. 283). — III. Aufklärung und Deutscher Idealismus. (XII u. 360). Graz-Salzburg-Wien 1950, Verlag Anton Pustet. Halbleinen geb. S 49.50 und 58.50.

Die Hoffnungen, die man nach Erscheinen des ersten Bandes (s. Besprechung in dieser Zeitschrift 1948, S. 165 f.) für die Fortsetzung und Vollendung des Werkes hegte, wurden nicht enttäuscht. Zurückdrängung des Vielwissens zugunsten des Verstehens der Zusammenhänge, Enthaltung von jeder subjektiven Kritik zugunsten einer objektiv-sachlichen Würdigung jedes Systems und jedes Philosophen und nicht zuletzt der bewußte Verzicht auf den Nimbus unverstehbarer Tiefe zugunsten einer allen verständlichen Schreibweise: das sind die Vorzüge, die Fischls Werke empfehlen in einer Zeit maximaler Kompliziertheit und Problemhaftigkeit im Wissen wie im Wollen und Leben. Die Ausstattung ist gefällig, störende Druckfehler sind selten (II, 73; III, 175, 239 physiko-theologisch).

Linz a. d. D.

Dr. Josef Häupl.

Sokrates. Von A. J. Festugière O.P. Deutsche Bearbeitung von Alban Haas. (138). Speyer 1950, Pilger-Verlag. Halbleinen geb.

Nach einem Rückblick auf die philosophische Vorwelt, auf die Vorsokratiker, schildert der Verfasser die philosophische und bürgerliche Umwelt des großen Weisen Griechenlands. Die philosophische Umwelt waren die Sophisten, die sich eben damals in das verwandelten, was wir heute unter einem Sophisten verstehen. Dann befriedigt der Verfasser den Wahrheitsuchenden, indem er die Fragwürdigkeit der Quellen einer Lebensbeschreibung des Sokrates darstellt. Der Schauspieldichter Aristophanes verkennt ihn ganz; der sonst maßgebende und verlässliche Geschichtschreiber Xenophon trat seinem Meister nur während seiner ersten Jugendjahre nahe und war auch später der Darstellung eines Philosophen nicht gewachsen. Von den drei Apologien des Platon ist die dritte sicher eine Erfindung des selbstschöpferischen Philosophen; nicht besser steht es mit den Gesprächen des Platon; die ersten werden hier wie meist als Quellenwerke benutzt. Mit einem Blick auf die philosophische Nachwelt, nämlich auf Aristoteles, Epikur und den Begründer der Stoia, schließt der Verfasser diese angenehm lesbare Einzeldarstellung. S. 115 soll es richtig heißen: 76 Jahre (statt 66 Jahre).

Stift St. Florian.

Augustin Kaiser.

Vom Geheimnis des Gotteswortes. Einführung in das Verständnis der Heiligen Schrift. Von Johannes Schildenberger O. S. B. (532). Heidelberg 1950, F. H. Kerle-Verlag. Leinen geb. DM 15.80.

Eine biblische Hermeneutik, die ihren Teil beitragen will zur zeitgemäßen Förderung der biblischen Studien im Sinne des päpstlichen Rundschreibens vom 30. 9. 1943.

Probleme werden hier erörtert, deren rechte Lösung grundlegend ist für das Verständnis des Gotteswortes überhaupt. Schildenberger zeigt die Sinn- und Zweckzusammenhänge in den einzelnen Lese-Stücken der Heiligen Schriften auf. Besonders zeitgemäß ist, daß er in der Frage nach dem verschiedenen genus litterariorum ernsteste Arbeit vorlegt und keinen Schwierigkeiten aus dem Wege geht.

Dem Sinn der Heiligen Schrift gemäß, der kein anderer sein kann, als „Wissen zum Heil“ (2 Tim 3, 15) den Menschen zu bringen, behandelt er im ersten Teil des Werkes „Die Grundlagen für das Verständnis der Heiligen Schrift“ und zeigt den göttlich-menschlichen Ursprung der Heiligen Schrift, ihren Zweck und Wesensinhalt und die Art und Weise, wie die Wahrheit in der Heiligen Schrift enthalten ist, deutlich auf. Besonders dankbar sind wir hier für eine klare Fassung des Begriffes der inerrantia S. Scripturae und für den Hinweis auf den Ausgangspunkt für die Lösung von Schwierigkeiten gegen diese inerrantia. Der Hagiograph ist Werkzeug Gottes, aber vernunftbegabtes Werkzeug mit ungebrochener Beibehaltung seiner vollen Persönlichkeit und Individualität (und Unvollkommenheit). Gott kann auch auf krummen Linien gerade schreiben.

Im zweiten Teil des Buches wird der „Weg für das Verständnis der Heiligen Schrift“ gewiesen. Eigentliche Hermeneutik ist es, was wir hier suchen und auch finden. Schildenberger handelt hier — mit Hinweis auf das Beispiel von Schrift, Überlieferung und Liturgie — eingehend über den sensus spiritualis, den geistigen Schriftsinn, nach dem er einige Kapitel über den eigentlichen und übertragenen Wortsinn, über die Ausdrucksweise der Hagiographen und über die literarischen Arten vorausgeschickt hat. Den Abschluß bildet ein Kapitel über die „Mittel und Gesetze für die Hebung des Schriftsinns“, welches in (vielleicht zu) kurzer, aber immerhin prägnanter Weise über die sprachwissenschaftlichen Erkenntnisquellen, über die dogmatischen Erkenntnisquellen des Schriftsinns und die Bereitung des Herzens für das Verständnis des Gotteswortes spricht.

So kann beim Studium dieses Standardwerkes der neuesten biblischen Literatur wahrhaft der Blick freier werden für das Mysterium des göttlichen Wortes im Kleide der schwarzen Lettern. Und dem Leser, der guten Willens und voll von Hungern und Dürsten nach der Wahrheit und der Gerechtigkeit ist, wird immer mehr zum Bewußtsein kommen die ganze Fülle der Gottheit, die der Heiligen Schrift innewohnt, jene Fülle, die aus dem dreieinigen Leben selber stammt und uns allen zuteil werden soll.

Linz a. d. D.

Dr. Max Hollnsteiner.

Einleitung in das Neue Testament. Von Dr. Max Meinertz. (354). Mit vier Handschriftentafeln. Fünfte, verbesserte Auflage. Paderborn 1950, Verlag Ferdinand Schöningh. Geb. DM 15.—.

Zeitnahe Themenstellung, wissenschaftliche Tiefe, übersichtliche Einteilung und gewandte Sprache schätzen wir an den zahlreichen

Veröffentlichungen des Münsterer Professors Dr. M. Meinertz. Die fünfte Auflage seiner Einleitung in das Neue Testament, vom Verlag mit klarem Druck und feinem Leineneinband ausgestattet, erfreut sich dieser Vorzüge und übertrifft die früheren Auflagen durch die neuerliche Straffung und Einbeziehung neuester Forschungsergebnisse. In der sorgfältigen Literaturangabe bietet der Verfasser einen erwünschten Überblick über die katholischen und protestantischen neutestamentlichen Neuerscheinungen und Neuauflagen in den Kriegs- und Nachkriegsjahren. Vier Bildtafeln, deren erste das älteste Papyrusfragment aus dem Anfang des 2. Jahrhunderts zeigt (Teile aus Joh 18, 31—38), erhöhen die anschaulichkeit des Werkes. Als Lehrbuch wird die Neuauflage wieder begrüßt werden, aber auch als vornehmer Geschenkband für Neupriester.

Stift St. Florian.

Johannes Zauner.

Paulus-Synopse. Die Briefe des Apostels Paulus in deutscher Sprache, von P. Gebhard M. Heyder a S. Laur. O. C. D. (296 u. 16). Regensburg, Josef Habbel. Halbleinen geb. DM 6.80.

Für eine Synopse hat der heilige Paulus selbst allzuwenig vorgesorgt, indem er seine sachlich parallel gehenden Sätze sprachlich ganz unsynoptisch immer wieder neu und anders prägt. Nur „in Christus“ und „im Herrn“ wiederholt er unverändert in allen Briefen (außer Tit und Hebr) an zusammen 120 Stellen. Gerade die Nummer 138 „in Christus“ — der ganze Paulusschatz, zu dem auch seine in der Apg mitgeteilten Reden gehören, ist in 350 Nummern dargeboten — macht es handgreiflich, daß auch Prediger und Meister der Betrachtung überraschende Lumina an längst geläufigen Paulusworten entzünden können, sobald sie eine richtige Synopse vor sich haben. „In Christus“ ist bei Paulus sicher kein gewöhnlicher Umstand des Ortes. Der Verfasser hat gute Arbeit geleistet und wird sich freuen, wenn seine Leser doppelt gerne zur Lesung des Originals heimkehren. Seite 22 fehlt im Stellenregister scheinbar das 11. Kapitel des Römerbriefes, aber seine Verse 1—36 sind lückenlos an ihrem Platze und finden sich auf die Nummern 80, 176 und 177 verteilt.

Linz a. d. D.

Dr. Aloys Weibold.

Gotteswerke und Menschenwege. Biblische Geschichten in Bild und Wort geschildert von Prof. Gebhard Fugel und Peter Lippert S. J. (152). 72 Tiefdruckbilder. München, Verlag Ars sacra, Josef Müller. Leinen geb. DM 24.—.

Das vor dem Kriege ob seiner erlesenen Ausstattung so beliebte Schrifttum aus dem bekannten Münchener Verlag kann nun nach Wiederherstellung des graphischen Betriebes wieder erscheinen. Vor uns liegt das 1924 erstmals herausgegebene Bibelwerk, in dem sich 72 ausgewählte Bilder des Altmeisters Fugel von der Erschaffung der Welt bis zur Auferstehung der Toten mit kurzen Beschreibungen des wortgewaltigen P. Lippert zu einer einzigartigen Symphonie vereinen. Zwei Große deuten hier Gottes Führung und der Menschen Geschick. So entstand ein Werk von ungewöhnlichen Ausmaßen, ein vornehmes Geschenk für besinnliche Menschen, das Langesichts der friedensmäßigen Gestaltung, die keinen Wunsch offen lässt, zugleich preiswert ist.

Linz a. d. Donau.

Dr. J. Obernhumer.

Kirchengeschichte. Von DDr. Karl Bihlmeyer. Neubesorgt von Dr. Hermann Tüchle. 2. Teil: Das Mittelalter. Zwölftes, verbesserte Auflage. (XVI u. 530). Paderborn, Verlag Ferdinand Schöningh, Halbleinen geb. DM 18.—.

Das Werk von Univ.-Prof. DDr. Karl Bihlmeyer, Tübingen, hat sich mit Recht unter den Handbüchern der Kirchengeschichte einen ganz besonderen Platz gesichert. Objektivität, Klarheit, wissenschaftliche Gründlichkeit und dabei angenehme und übersichtliche Darstellung sind die Vorteile, die auch dieser 12., von Univ.-Dozenten Dr. Hermann Tüchle, Tübingen, besorgten Auflage eignen.

Die Neuauflage verdient darum freudige Aufnahme. Sie möge mit ein Beitrag zur berechtigten Zerstörung der Fabel vom finsternen Mittelalter sein. Denn die Kultur unserer Tage wäre ohne die Grundlagen des Mittelalters überhaupt nicht vorstellbar. Für den Fachwissenschaftler ist die umfangreiche Literaturangabe, die den einzelnen Abschnitten beigegeben ist, wichtig und wegweisend. Freilich, die Schwierigkeiten, die heute mit der Beschaffung dieser Literatur verbunden sind (siehe Vorwort, S. VII), werden manchmal auch gerade bei der Behandlung der Verhältnisse in unserem Raum spürbar. Sie sind zum Großteil ebenso zeitbedingt wie die Qualität des Papiers, das noch Verwendung finden mußte.

Linz a. d. D. Theol.-Prof. DDr. Josef Lenzenweger.

Patrologie. Leben, Schriften und Lehre der Kirchenväter. Von Berthold Altaner. Zweite, erweiterte Auflage. (XX u. 492). Freiburg 1950, Verlag Herder. Ganzleinen geb. S 78.—.

Beinahe jeden Tag wird der Priester durch das Breviergebet auch zu einer Lektüre von Kirchenvätern angeregt, ja er ist dazu im Gewissen verpflichtet. Zum Verständnis vieler Stellen in der altchristlichen Literatur ist jedoch eine Einführung unerlässlich. Das ist auch der Zweck, den die Neuauflage der Patrologie von Altaner verfolgt. Sie geht, wie bekannt ist, in ihren Grundzügen auf Gerhard Rauschen (Grundriß der Patrologie, 1. Aufl. 1903) zurück. In treffender Zusammenstellung werden uns Leben, Schriften und Lehre der „Pères“ nach dem neuesten Stande der wissenschaftlichen Forschung geboten. Neben einer beträchtlichen Vermehrung der Literaturhinweise und der Neubehandlung von 13 Schriftstellern wurden z. B. auch die Ausführungen über die wichtige Stelle bei Ignatius von Antiochien, in der die römische Kirche „prokatheméne tēs agápes“ genannt wird, noch präziser formuliert. Freilich nimmt der Verfasser auch in dieser Auflage zu Irenäus, Adv. haereses 3, 1, 1 (EP 208; Abfassungszeit der Evangelien) keine Stellung.

Die Auflagen und Übersetzungen (englisch, französisch, italienisch, spanisch und ungarisch) sind mehr als eine Empfehlung dieses Handbuches. Altaners Patrologie ist zu einem Begriff geworden. Sie ist ein unentbehrlicher Wegweiser und verlässlicher Berater für jeden Theologen, ob er nun in der Seelsorge oder in der wissenschaftlichen Forschung steht, darüber hinaus auch für den Altphilologen und den Historiker, der sich mit dem christlichen Altertum beschäftigt.

Linz a. d. D. Theol.-Prof. DDr. Josef Lenzenweger.

Julianus Pomerius, The Contemplative Life. Translated and annotated by Sr. Dr. Mary Josephine Suelzer (220). Nr. 4 in der Reihe: Ancient Christian Writers, The Works of the Fathers in translation, edited by Dr. Johannes Quasten and Dr. Joseph

C. Plumpe. Westminster, Maryland 1947, The Newman-Bookshop. Doll. 2.50.

St. Augustine, The Lord's Sermon on the Mount. Translated by Dr. John J. Je p s o n. (227.) Nr. 5 in der gleichen Reihe. 1948. Doll. 2.75.

The Didache, The Epistle of Barnabas, The Epistles and the Martyrdom on St. Polycarp, The Fragments of Papias, The Epistle to Diogenetus. Newly translated and annotated by Dr. James A. Kleist. (235). Nr. 6 in der gleichen Reihe. 1948. Doll. 2.75.

Arnobius of Sicca, The Case against the Pagans. Newly translated and annotated by Dr. George E. Mac C r a c k e n. Vol. 1: (372). 1949. Doll. 3.50. Vol. 2: (287). 1949. Doll. 3.25. Nr. 7 und 8 in der gleichen Reihe.

St. Augustine, The Greatness of the Soul and The Teacher. Translated and annotated by Dr. Joseph M. Colleran. (255). Nr. 9 in der gleichen Reihe. 1950. Doll. 3.—.

Dem Band 3 der „Ancient Christian Writers“, der in unserer Zeitschrift schon im Jg. 1947, S. 350 f., besprochen wurde, sind in der Zwischenzeit sechs neue gefolgt. Sie gewähren uns Einblick in das Gedankengut der jungen Kirche. Obwohl etliche Jahrhunderte dazwischen liegen, begegnen in den Väterschriften immer wieder auch geradezu modern anmutende und aktuelle Probleme und Lösungen. Es mag sich handeln um die Didache, diesen kostbarsten literarischen Fund des vergangenen Jahrhunderts, oder um den Brief Polykarps von Smyrna an die Philipper, überall machen wir die gleiche beglückende Erfahrung: auch wir fühlen uns verstanden und angesprochen. Interessant ist Arnobius der Ältere, der selber noch recht schwer um den reinen Glauben zu kämpfen hatte. Bei Pomerius klingt oft augustinisches Gedankengut durch; er kommt von Afrika und ist auch von der Geisteshaltung des großen Bischofs von Hippo beeinflußt. Selbstverständlich gelingt es Augustin selber in seinen Schriften, den Weg zu uns zu finden. Freilich, die beiden Werke „De quantitate animae“ und „De magistro“ verlangen vom Leser auch Geduld bei der Ausführlichkeit mancher ganz im Geiste der platonischen Philosophie geführten Unterredungen.

Die englische Übersetzung ist leicht verständlich und vermeidet die gröbsten Amerikanismen. Die Ausstattung der Bände ist wie immer gut und macht neben dem vorzüglichen Inhalt die Bände preiswert.

Linz a. d. D. Theol.-Prof. DDr. Josef Lenzenweger.

Christentum, Theosophie und Anthroposophie. Eine geistige Begegnung. Von Georg Bichlmair. (88). Wien 1950, Verlag Herder. Brosch. S 8.—.

Theosophie und Anthroposophie. Ihre Darlegung und Kritik vom Gesichtspunkte des Christentums. Von Anna Louise Matzka. (240). Graz—Salzburg 1950, Verlag Anton Pustet. Halbl. geb.

Von der Anthroposophie zur Kirche. Ein geistiger Lebensbericht. Von Bernhard Martin. (400). Speyer 1950, Pilger-Verlag.

Zu den der Kirche fernstehenden, oft wirklich ehrlich suchenden Intellektuellen kommen andere, die im Christentum nicht die rechte Befriedigung finden, weil sie (vielleicht durch eigene, vielleicht auch durch unsere Schuld) nur eine oberflächliche Kenntnis davon haben und, nach größerer Tiefe — aber in verkehrter Richtung — suchend, dem Mystizismus von Theosophie oder Anthroposophie verfallen. Manchen scheint auch zwischen christlicher Lehre und

einzelnen Behauptungen dieser beiden Irrlehren kein Widerspruch zu bestehen. So konnten sich neugnostische Irrtümer insgeheim auch in katholische Kreise einschleichen und können sie dort auch nur getarnt existieren, so gelingt es ihnen doch oft, die übernatürliche Glaubensbereitschaft und Glaubenskraft und die Liebe zur Kirche zu untergraben.

Vor allem für diese Christen — und ihre Seelsorger — scheint Bichlmair sein Büchlein geschrieben zu haben, das aus Vorträgen in Wien hervorgegangen ist. Nicht eine vollständige Darlegung der Lehren der neuen Gnosis ist der Zweck, sondern die Beantwortung der Frage: Kann ein Christ Theosoph oder Anthroposoph sein? Es geht um die „geistige Begegnung“. Und Christentum und Neugnostizismus begegnen einander in dem, was sie sagen über Gott, Schöpfung, Übernatur, Christus, Veredelung und Erhebung des Menschen, Mystik, Eschatologie. Mit aller wünschenswerten Klarheit wird der Abgrund aufgedeckt, der das Christentum von den neugnostischen Systemen trennt. Der Verfasser war sich offenbar selbst bewußt, daß sich bei einer so gedrängten Darstellung eine Gefahr nicht ganz vermeiden ließ, die Gefahr einer (wenigstens scheinbaren) Vereinfachung eines so vieldeutig schillernden Lehrkomplexes, wie wir ihn in der neuen Gnosis vor uns haben.

Wer sich gründlicher über Theosophie und Anthroposophie unterrichten will, studiere das Buch von A. L. Matzka, die sich der dankenswerten Mühe unterzogen hat, eine Gesamtdarstellung dieser Lehren zu geben, wobei die führenden Theosophen und Anthroposophen selber reichlich zu Wort kommen, ein Vorzug, welcher der Arbeit zum Teil quellenmäßigen Charakter verleiht. Das Buch gewährt einen tiefen, klaren Einblick in die neue Gnosis, soweit man bei gnostischen Systemen überhaupt von Klarheit reden kann. Die Stellungnahme geschieht fast durchwegs vom theologischen Standpunkt aus. Matzka sieht besonders in der Theosophie „die vollendete Antithese des Christentums“. Man dürfe in ihr nicht bloß eine Sekte unter vielen anderen erblicken, sondern in ihr zeichne sich die Linie der künftigen Irrlehren zum ersten Mal deutlich ab, die sich nach dem endgültigen Zusammenbruch des Materialismus zweifellos riegen werden. Die Behandlung der Theosophie nimmt auch den weitaus größten Raum des Buches ein (180 Seiten), während der Anthroposophie, die aus der Theosophie hervorgegangen ist, sich aber deutlich von ihr unterscheidet, nur 35 Seiten gewidmet sind. Als Ergänzung der vorliegenden Arbeit wäre dringend zu wünschen eine philosophische Stellungnahme zu den Grundlagen der beiden Systeme. Für Menschen, die im Christentum fest verankert sind, bedeutet die neue Gnosis wohl keine große Gefahr. Andere aber, und besonders solche, die ihr bereits verfallen sind, sind wohl für theologische Argumente wenig zugänglich. Man müßte ihnen die Widernüftigkeit, nicht nur den antichristlichen Charakter dieser Lehren dartun.

Ganz anders als die beiden besprochenen Bücher ist das von Martin. Es ist der spannende „geistige Lebensbericht“ eines Konvertiten, der den evangelischen Glauben seiner Kindheit allmählich verloren und als gereifter Mann über die Anthroposophie zur katholischen Kirche gefunden hat; dem Anthroposophie und „Christengemeinschaft“ zum Segen geworden sind und der heute noch beides als Gnade bezeichnet, weil er auf diesem Wege herausgefunden hat aus der Hölle des Unglaubens und des totalen Zweifels. Nichtsdestoweniger erklärt auch Martin eindeutig, daß ein

Katholik niemals Anthroposoph sein kann, wenn er auch der Überzeugung ist, „daß ein großer und für das Leben sehr fruchtbarer Teil der Anthroposophie der kirchlichen Lehre und dem kirchlichen Leben in keiner Weise widerstreitet“ (343). In dieser anregenden Schilderung des geistigen Werdeganges eines gründlich denkenden Menschen ist natürlich nicht nur von der Anthroposophie die Rede. Es ist manch treffendes Wort über den Geist unseres Jahrhunderts darin gesagt. Ein Buch, das diktiert ist von der Liebe zur Kirche, von der Liebe zur Wahrheit.

Wels.

Dr. Peter Eder.

Die Theologische Summe des Thomas von Aquin in ihrem Grundbau. Von Dr. theol. Raymund Erni. Erster Teil: Von Gott. (206). — Zweiter Teil: Zu Gott. Erste Hälfte: Die sittlichen Akte im allgemeinen (Prima Secundae). (216). — Zweite Hälfte: Die sittlichen Akte im einzelnen (Secunda Secundae). (316). — Dritter Teil: In Gott durch Christus. (173). Luzern 1947/50, Verlag Räber & Cie. Leinen geb.

Dr. Erni ist Theologieprofessor in Luzern, aber die von ihm besorgte Ausgabe der Theologischen Summe in ihrem Grundbau ist so beschaffen, daß sie das thomistische Gedankengut auch Laien vermittelt, die daraus lernen können, daß Thomas nicht bloß seiner Zeit etwas zu sagen hatte. In seiner erschöpfenden Weise hat Thomas, sozusagen vorausschauend, sich mit Leibniz, Günther, sogar mit Existentialphilosophie auseinandergesetzt. Freilich geht Thomas vom göttlichen Wahrheitsgehalt der Schriften des Alten und Neuen Testamentes aus, aber die mit Hilfe der aristotelischen Philosophie daraus gezogenen zwingenden Folgerungen haben im wirklichen Leben mehr Wert als die der modernen Weltanschauungen, welche vom Menschen ausgehen und dann außerstande sind, dem Menschen allgemein gültige Vorschriften zu geben. Wenn man z. B. liest, wie Thomas I, qu. 60, a. 5, lehrt, daß der gute Bürger zur Erhaltung des Ganzen des Staates sich der Todesgefahr aussetzt, oder II, 2, qu. 87, a. 2, daß die Kirche nicht gehalten ist, Abgaben vom sündhaften Erwerb anzunehmen, damit sie nicht den Anschein erwecke, die Sünden dieser Menschen zu billigen, dann sieht man, daß die Theologie des Aquinaten keine reine Schülertheologie mit bloßen Schulmeinungen ist, sondern dem Menschen in allen Lebenslagen Richtung und Halt gibt. Diese Ausgabe der Theologischen Summe, bei der das rein Zeitbedingte weggelassen wurde, ist eine wertvolle Bereicherung der Bücherei eines jeden, dem daran liegt, die Wahrheit kennen zu lernen und der erkannten Wahrheit Folge zu leisten.

Stift St. Florian.

Dr. Adolf Kreuz.

Geheimnisvoller Leib Christi. Nach St. Thomas von Aquin und nach Papst Pius XII. Von Albert Mitterer r. (407). Mit 6 Abbildungen. Wien 1950, Verlag Herold. Ganzleinen geb. S 62.—.

Kein Theologe, der sich für die immer mehr aufstrebende Ekclesiologie tiefer interessiert, kann an diesem Werke Mitterers vorübergehen. Was hier geboten wird, ist nämlich nicht, wie der Untertitel zunächst vermuten ließe, eine bloß historische nüchterne Darlegung der theologischen Lehrentwicklung von Thomas bis Pius XII. Was der Theologe hier findet, ist — und dies macht die Aktualität des Buches aus — eine tiefsschürfende Erklärung und teilweise Weiterführung der Gedanken von „Mystici Corporis“, die

in ihrer Reichhaltigkeit und präzisen Formulierung in Erstaunen setzt. Wie interessant sind doch, um ein Beispiel zu nennen, die Ausführungen des Verfassers über die so dunkle Frage nach der Kirchengliedschaft, die er durch die Begriffe der „Ein“- und „An“-gliederung zu klären sucht. Jeder, der die oft nicht so leichte Lektüre dieses Buches wagt, wird reich belohnt.

Linz a. d. D.

Dr. E. Schwarzbauer.

Die geistliche Krankenschwester vor Apostolatsaufgaben und Gewissensfragen. Von Josef Müller S. J. Herausgeber: Seelsorgeamt der Apost. Administratur Innsbruck-Feldkirch. (72). Innsbruck 1950, Verlag Felizian Rauch. Halbleinen geb. S 12.—.

Eine Schrift, die schon lange fällig war. Bischof Paulus Rusch-Innsbruck sagt im Geleitwort: „Unsere Krankenschwestern, die Operationsschwestern im besonderen, sind oft vor schwere sittliche Entscheidungen gestellt. In zunehmendem Maß werden Operationen ausgeführt, die sittlich nicht mehr zulässig sind. Zugleich ist hier die Grenze zwischen dem, was sittlich noch erlaubt und was nicht mehr erlaubt ist, oft so haarfein, daß es nur noch den theologisch Geschulten gelingen mag, sich in allen Fällen ein sicheres und zuverlässiges Urteil zu bilden. Da wird es jeder Schwester zur Beruhigung dienen, wenn sie ein verlässliches Nachschlagebüchlein zur Hand hat, das ihr auf Frage und Zweifel Antwort gibt und ihr so ein klares und sicheres Handeln ermöglicht.“ Dazu noch eine Inhaltsangabe: Apostolatsaufgaben zur Wiederverchristlichung von Ehe und Familie — Zur Mitwirkung bei unerlaubten ärztlichen Eingriffen und Anordnungen — Heikle Dienstleistungen — Zusammenfassung in Frage- und Antwortform. Es erübrigts sich, hier über die Wichtigkeit und praktische Bedeutung dieses Büchleins noch mehr zu sagen. Wenn es auch in erster Linie für die geistlichen Krankenschwestern aller Ordensgenossenschaften geschrieben ist, so ist es nicht minder für den Priester und Beichtvater, für die Ärzte und Hebammen aktuell, denn das göttliche Sittengesetz ist für alle in gleicher Weise maßgebend. Wie sehr wird heutzutage gegen die dargestellten Normen gesündigt! Wie notwendig und nützlich ist daher dem katholischen Arzt und seinen Helfern und Helferinnen die Klarheit über das Erlaubte und Unerlaubte in ihrer Berufsausübung!

Linz a. d. D.

Spitalsseelsorger Franz Baldinger.

Der ärztliche Eingriff. Von Univ.-Doz. Dr. Albert Niedermeyer. (Handbuch der speziellen Pastoralmedizin, vierter Band). (XII u. 376). Wien 1951, Verlag Herder. Ganzleinen geb. S 68.20, Subskriptionspreis S 62.—.

Auch der vierte Band der speziellen Pastoralmedizin, der nun vorliegt, erfüllt alle Erwartungen, die man in ihn gesetzt hat. Dr. Niedermeyer läßt darin den medizinischen Laien einen Blick tun in das große Arbeitsgebiet des Arztes, läßt aber auch ahnen, welch große Verantwortung auf diesem lastet.

Der Band gliedert sich in vier Abschnitte. Der I. Abschnitt behandelt in gedrängter Übersicht „Ärztliche Eingriffe und allgemeine Behandlungsmethoden“ (S. 1—42). Nach kurzer Unterscheidung von erlaubten und unerlaubten Eingriffen werden objektiv sowohl die „schulgemäßen Methoden“ als auch die verschiedenen Arten von Naturheilverfahren gewürdigt, speziell die vielfach beliebte Homöopathie, bzw. Biochemie. Die modernen Behandlungs-

methoden, wie Serum-Therapie, Malaria-Therapie, Schock-Therapie sowie die in jüngster Zeit geübten Operationen am Zentralnervensystem, werden besprochen und hinsichtlich Wirkung, Gefahren und sittlicher Erlaubtheit geprüft. Dasselbe geschieht mit der vielfach mißbrauchten Massage. Zeitgemäß sind ferner die Darlegungen über Transfusion, Transplantation und kosmetische Eingriffe, welch letztere nicht allgemein abzulehnen sind.

Der II. Abschnitt schildert die Eingriffe an den Fortpflanzungsorganen (S. 43—144). Dabei wird der Grundsatz herausgearbeitet: „Was der Förderung der naturgemäßen Fortpflanzung dient, hat die Vermutung der sittlichen Erlaubtheit für sich; was der natürlichen Fortpflanzung widerstreitet, hat die Vermutung der Unerlaubtheit gegen sich.“ Besonders aufschlußreich sind die Ausführungen über Geschlechtsumwandlung und „Verjüngung“.

Der sehr umfangreiche III. Abschnitt befaßt sich mit der Sterilisation. Es ist bekannt, daß der Verfasser einer der ersten war, der mutig gegen die eugenische Zwangssterilisierung auftrat. Wie richtig seine Stellungnahme war, zeigen die vielen Tragödien, die durch die Zwangssterilisierungen verursacht wurden, ebenso das Ausbleiben des erhofften Erfolges. Das Thema wird erschöpfend behandelt nach der medizinisch-biologischen, soziologisch-juristischen, moraltheologischen und kirchenrechtlichen Seite hin. Daß auch einige katholische Theologen, z. B. Josef Mayer-Paderborn und Hermann Muckermann, eine Zeitlang in diesem Punkte nicht ganz klare Ansichten äußerten, läßt die Konsequenz des Verfassers um so mehr hervortreten.

Im IV. Abschnitt (S. 337—374) wird die Kastration dargelegt und kritisch beleuchtet, besonders darauf hin, ob sie als Heilmittel und als Strafe geeignet ist. Daß auch die Kastration zu dem Zwecke, gute Kirchensänger zu erhalten („castratio euphonica“), abzulehnen ist, wird eigens betont.

Diese Übersicht zeigt, welch gewaltiger Stoff in diesem Bande verarbeitet ist, Materien, die besonders den Priester, Arzt und Erzieher interessieren. Das ist zugleich die beste Empfehlung. Wer die ersten drei Bände dieser Pastoralmedizin erworben hat, wird auch den vierten nicht vermissen wollen.

S. 18 soll es in der Anmerkung 33 bei Erklärung der homöopathischen Potenz D 2 richtig heißen: $D 2 = 1 : 10 \times 10 = 1 : 100$ und nicht $10 : 100$. S. 363 liest man: „H. Origines“. Origines war kein Heiliger.

Wohltuend empfindet man, daß in diesem Bande die medizinischen Fachausdrücke weithin verdeutscht, bzw. erklärt sind, auch daß lateinischen Zitaten vielfach eine Erklärung oder Übersetzung beigefügt ist.

Linz a. d. D.

Dr. Ferdinand Spiesberger.

Handbuch des Rosenkranzes (Summa Ss. Rosarii). Von DDr. Wilfried Kirsch. (XXIV u. 526). Wien 1950, Wiener Dom-Verlag. Halbl. geb. S 74.50.

Dieses Handbuch bietet meines Wissens zum ersten Male eine wirklich erschöpfende Zusammenfassung aller Fragen um das Rosenkranzgebet. Es ist tatsächlich, wie der Verfasser, Professor an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, im Untertitel sagt, eine Summa Ss. Rosarii. Im ersten Kapitel wird an einer Reihe von Beispielen die Bedeutung des Rosenkranzgebetes im Leben der

Menschen gezeigt. Die weiteren Kapitel behandeln: Die Kirche und das Rosenkranzgebet, Geschichte des Rosenkranzes, Die grundlegenden Gebete des Rosenkranzes, Die geltende Form des Rosenkranzgebetes, Die Gebetsweise des Rosenkränzes, Betrachtungsgrundlagen für das Rosenkranzgebet, Rosenkranz-Orden und -Kongregationen, -Bruderschaften und -Vereinigungen, Kirchliche Rosenkranzfeste und -Veranstaltungen, Ablässe, Formeln und Gebete, Formulare für Bittgesuche. Den Abschluß bilden ein Nachwort, Literatur- und Quellennachweis und ein Schlagwortverzeichnis.

Wie sich schon aus dieser gedrängten Übersicht ergibt, bietet der Verfasser eine Fülle von Material, und zwar wissenschaftlich solid, dabei aber doch auch leichtverständlich. Da der Rosenkranz seinem Wesen nach ein betrachtendes Gebet ist, kommt den Betrachtungsgrundlagen aus der Heiligen Schrift und anderen frühchristlichen Quellen, die mehr als hundert Seiten umfassen, besondere Bedeutung zu. Im Streben nach möglichster Vollständigkeit holt der Verfasser in manchen Kapiteln allzu weit aus. Die Aufzählung besonderer Rosenkranz-Orden und -Kongregationen ist wohl überflüssig, da heute im Sinne des can. 592 im Zusammenhalt mit can. 125, 2^o, alle Religiosen zur Pflege des Rosenkranzgebetes verpflichtet sind. Das Buch wird sicher für lange Zeit das grundlegende Werk über den Rosenkranz sein. Möge es den beabsichtigten Zweck erreichen und der Förderung und Vertiefung des Rosenkranzgebetes dienen!

Linz a. d. D.

Dr. J. Obernhumer.

Gesetzbuch der lateinischen Kirche. Erklärung der Kanones. Von P. Heribert Jone O. F. M. Cap., Dr. jur. can. I. Band: Allgemeine Normen und Personenrecht. Kan. 1 bis Kan. 725. (707). Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Paderborn 1950, Verlag Ferdinand Schöningh. Leinen geb. DM 27.—.

In den Jahren 1939 und 1940 ist Jones dreibändige Erklärung der Kanones des kirchlichen Gesetzbuches erstmals erschienen und seitdem zu einem festen Begriff geworden. Nun liegt der erste Band unter dem Titel: „Gesetzbuch der lateinische Kirche“ in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage vor. Was über die Eigenart des „großen Jone“ in der Besprechung der lateinischen Ausgabe in dieser Zeitschrift (Jg. 1951, 1. Heft, S. 88) gesagt wurde, soll hier nicht wiederholt werden.

Schon rein äußerlich betrachtet, stellt der Band eine imponierende Leistung dar. Die Seitenzahl ist gegenüber der ersten Auflage um 85 gestiegen. Viel wurde verbessert und ergänzt. Alle neuen Entscheidungen wurden eingearbeitet. Auch auf die Ausstellungen der Kritiker wurde in der neuen Auflage weitgehend Rücksicht genommen. In den vergangenen Jahren, in denen in Deutschland die neuere Literatur kaum zu haben war, konnte der Verfasser in der Schweiz dem Studium der Neuerscheinungen auf dem kanonischen Gebiet sich widmen. Bei aller wissenschaftlichen Verlässlichkeit wollte Jone doch nicht ein hochwissenschaftliches Werk schaffen. Er will, wie er nachdrücklich betont, hauptsächlich der Praxis dienen. Die Gesetze werden in vielen praktischen Beispielen auf das Leben angewendet. Darin liegt Jones Stärke. Hier offenbart sich auch der große Vorteil seiner Methode, daß man den betreffenden Kanon nicht erst aus einem Kapitel heraussuchen muß, sondern gleich zum Kanon selbst unmittelbar die Erklärung findet. Druck und Ausstattung liefern den Beweis, daß sich der angesehene

Verlag Schöningh aus Zerstörung und Ruinen wieder zur alten Höhe emporgearbeitet hat.

Linz a. d. D.

Dr. J. Obernheimer.

Unsere Priester. Ein Buch für Priester und Laien. Von P. A. Schulte S. V. D. (220). Mödling bei Wien 1950, Verlag der Missionsdruckerei St. Gabriel. Halbleinen geb. S 18.60, kart. S 15.—.

Der Verfasser war Priesterseelsorger. 1922 bis 1938 hat er als Rektor von St. Rupert bei Bischofshofen junge Menschen für den Priesterberuf vorbereitet. Vielen Priestern hat er Exerzitien gegeben. Seine Vorträge waren geistvoll, aus eigener Meditation kommend. Er selbst war ein reifer, gütiger Berater. Seine beiden Bücher „Seelsorge am Seelsorger“ und „Allein bei Gott“ sind Niederschlag dieser Arbeit. Am 29. Juli 1950 wurde P. Schulte im Priesterseminar St. Augustin in Bonn aus seiner Arbeit in die Ewigkeit fortgenommen. In den letzten Jahren war er auch im Wiener Seelsorgeamt Referent für die Frauenseelsorge. Aus der Verbindung beider Wirkungskreise mag sein letztes Buch entstanden sein, ein Buch für Priester und Laien. Dem Seelsorger bietet das Buch frohe Selbstbesinnung und reiches Material für Ansprachen und Gebetsintentionen zum Priestersamstag.

St. Pölten.

Dr. A. Stöger.

Eins mit Gott durch Maria. Von Friedrich Wessely. (141). Wien 1950, Verlag Julius Lichtner.

Das mit tiefer Liebe zu Maria geschriebene Büchlein setzt sich mit viel Energie für die Begründung und Verteidigung der grignionischen „Vollkommenen Andacht zu Maria“ ein. Indes dürfte der Erweis, daß diese spezielle Form der Marienverehrung für alle Christen wenn nicht notwendig, so doch geeignet und wünschenswert sei und nicht vielmehr nur eine Ziel- und Idealform für bestimmte Menschen mit entsprechenden psychischen und charakterlichen Anlagen und Voraussetzungen darstelle, auch diesem Büchlein nicht gelungen sein. Die nicht wenigen Vorbehalte und Einschränkungen, wie sie z. B. P. E. Raitz von Frentz S. J. in Sträters Marienkunde (3. Bd., S. 184 ff.) macht, bestehen wohl weiter. Eine Neuauflage würde sehr gewinnen, wenn die Darlegung durch knappere und präzisere Herausarbeitung des Gedankenganges, die Beweisführung durch Mitheranziehung von Tradition und Lehramt verbessert würde. Daß die Lektüre durch das Fehlen sehr vieler Beistriche empfindlich gestört wird, sei nebenbei erwähnt.

Linz a. d. D.

Dr. E. Schwarzbauer.

Die Episteln und Evangelien der Festtage. Im Dienste der Predigt erklärt von Dr. Fritz Tillmann. 2. Auflage. (VIII u. 542). Düsseldorf 1950, Patmos-Verlag. Halbleinen geb. DM 16.—.

Der bereits im 77. Lebensjahr stehende Autor, der in jahrzehntelanger Forschearbeit über die Moraltheologie hinaus das theologische Schaffen unserer Tage befruchtet hat, legt hier seine im Jahre 1939 erstmals erschienene Erklärung der Episteln und Evangelien von 17 Festen des Kirchenjahres in zweiter Auflage vor. Die Arbeit ist aus demselben Geiste und in derselben Absicht geschrieben worden wie früher die Erklärung der sonntäglichen Episteln und Evangelien. An der Spitze stehen jeweils der Vulgata-text und der griechische Text, jeder mit deutscher Übersetzung. Dann folgt die Erklärung. Es braucht wohl nicht eigens betont zu werden, daß es sich nicht um Predigtvorlagen handelt, sondern

nur um eine äußerst wertvolle Hilfeleistung für den Prediger, der in eigener Durcharbeitung des Stoffes auch das Seine leisten muß.

Linz a. d. D.

Dr. J. Obernheimer.

Unser Weg zu Gott. Ein Buch zur religiösen Selbstbildung. Von Dr. Franz Michel Willa m. (520). Mit 53 farbigen Bildern von Karl Rieder, Schwaz. Im Gemeinschaftsverlag Tyrolia-Innsbruck/Herder-Wien 1951. Ganzleinen gebunden S 64.—.

Der durch eine Reihe bester Werke weithin bekannte religiöse Priester-Schriftsteller und literarische Vorkämpfer des deutschen Lehrstück-Katechismus hat mit diesem Buch einer reichen Gedankenwelt in eindrucksvoller Zusammenschau mit künstlerischem Empfinden Ausdruck verliehen.

Im ersten Hauptstück wird nach zwei grundlegenden Lehrstücken über die Offenbarung und das Apostolische Glaubensbekenntnis das Glaubensgut in trinitärer Folge jeweils in der Lehre nach Person und Werk in 26 Lehrstücken entfaltet. In 28 Lehrstücken bringt das zweite Hauptstück die Verbindung zwischen Gott dem Dreieinigen und den Menschen durch Jesus Christus in der Kirche. Die grundlegende Einführung behandelt die Teilnahme des Menschen am göttlichen Leben in der Gnade. Die entfaltende Darlegung führt in den Verkehr mit Gott dem Dreieinigen im Gebet, Sakramenten und Opferfeier ein. Den Ausgangspunkt zum dritten Hauptstück bildet die grundlegende Einführung in die Lehre vom Gewissen, in die zehn Gebote Gottes als Grundregeln des Gewissens und in die Bergpredigt als Reichsprogramm Christi. Die göttlichen und sittlichen Grundtugenden bilden den Unterbau, Sünde und Versuchung den Kontrast zur Sittlichkeit. In den entfaltenden Darlegungen wird das sittliche Leben an Hand der Gebote Gottes, der Kirche und der Standespflichten entwickelt.

Der ganze Aufbau zeigt bei aller Fülle des Stoffes große Klarheit, eine wunderschöne Einheit und innergedankliche Verwobenheit. In den einzelnen Lehrstücken übernimmt die Bibel die Führung. An ihrer Hand wird der Stoff thematisch in schöner, plastischer Sprache entfaltet. In kurzer, präziser Formulierung wird jeweils das Lehrgut zusammengefaßt, mit dem eigenen Leben verbunden und mit dem der Kirche durchdrungen. Die Beeinflussung vom französischen Lehrstück-Katechismus ist hier unverkennbar. Nur ganz gründliche Bibelkenntnis, große Erfahrung und gedankliche Vertiefung konnten eine so innige und gediegene Verbindung von Bibel, thematischem Stoff und modernem Leben schaffen. Das Leben klingt ja in der Darlegung der verschiedensten aktuellen Probleme, z. B. moderne Technik, Völkerkunde, Existentialphilosophie, Leidensproblem, unwürdige Päpste, Arbeiterfrage, Eugenik, Spiritualismus usw., an. Künstler, Dichter und Gelehrte kommen vielfach zu Worte und im „Leben der Kirche“ findet man in reicher Auswahl die Stellungnahme der Päpste zu den einzelnen Problemen aus Ansprachen und Rundschreiben bis zum Jahre 1950. Bibel, entfaltet im Glaubens-, Gnaden- und Sittenleben, ist in solcher Fülle, Schönheit und Lebensverbundenheit dargestellt, daß von diesem Buche für glaubende, zweifelnde und suchende Laien, auch für Gebildete und für die Priester großer Segen zu erwarten ist. Auch der neue Lehrstück-Katechismus wird von diesem Buche viel zu lernen haben. Ja, wir würden uns einen solchen von ähnlichem Format wünschen. Ausstattung und Bildschmuck verraten ebenfalls Geschmack.

Linz a. d. D.

DDr. Alois Gruber.

Sagen und Geschichten aus Oberösterreich. Ein Volksbuch für jung und alt. Von Karl Paulitsch. (239). Linz 1949, Oberösterreichischer Landesverlag. Geb. S 29.50.

In der Knappheit und Übersichtlichkeit seiner Darstellung und ob der wohlklingenden Sprache erweist sich dieses Sagenbuch als netter Geschenkband. Es ist ein wertvolles und bildendes Geschichtenbuch für den jungen Menschen, für den Katecheten und den, der für Heimstunden der ihm anvertrauten Jugend passende Erzählungen sucht. Wer unsere schöne Heimat mit ihren Burgen und Schlössern, ihren Seen und Auen, ihren Bergen und Tälern, ihrem Volkstum und dem reichen, ruhmerfüllten Sagenkranz liebt, wird an diesem Buche seine Freude haben; denn es ist, was es verspricht: ein wirkliches Volksbuch.

Linz a. d. D.

DDr. Josef Lenzenweger.

Neues religiöses Kleinschrifttum

Zusammengestellt von Dr. Franz Mittermayr, Referenten für Schrifttum im Bischöflichen Seelsorgeamt Linz

Der Kreuzweg unseres Herrn und Heilandes. Von Romano Guardini. Österreichische Lizenzauflage. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 3.—.

In vielen Tausenden von Exemplaren ist der Kreuzweg von Guardini verbreitet und doch wird er immer wieder begehrte und gesucht. Wer je mit diesem Büchlein in der Hand den Kreuzweg gebetet hat, weiß um die Einfachheit und den Adel seiner Sprache, um die Eindruckskraft seiner Bilder, weiß, wie tief und dennoch lebensnah diese Betrachtungen sind. In dieser schönen und trotzdem noch billigen Ausgabe wird der Kreuzweg von Guardini noch in weiten Kreisen Eingang finden.

Photographie Christi. Titel des amerikanischen Originals: „The holy Shroud“. Verfasser P. Dr. Eduard Wünschel. Aus dem Englischen übertragen von Univ.-Doz. DDr. Claus Schedl. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 2.40.

P. Dr. Eduard Wünschel, ein Deutschamerikaner, Direktor der Ordenshochschule der Redemptoristen in Rom, hat sich bis jetzt mehr als 15 Jahre auf das eingehendste mit dem Problem des Turiner Grabtuches beschäftigt und seine bisherigen Forschungsergebnisse in einer amerikanischen Schrift niedergelegt. Diese aufsehenerregende Schrift wurde von Univ.-Doz. DDr. Claus Schedl ins Deutsche übertragen. Die Übersetzung liegt in dieser Kleinschrift vor. Der Verfasser steht nicht an, das Turiner Grabtuch als „das fünfte Evangelium“ zu bezeichnen. Wir sind auf den ersten Blick geneigt, dies für eine amerikanische Ehrfurchtslosigkeit zu halten. Wer aber hier liest, Welch eindrucksvolle Einzelheiten über das Leiden Christi aus dieser Urkunde herausgelesen werden: die Qual der Geißelung und der Dornenkrönung, die Durchbohrung der Hände und Füße des Herrn, der Lanzenstich des Soldaten, der wird diese stolze Bezeichnung billigen.

Wie beichte ich? Schriftenreihe für junge werktätige Menschen, 14. Heft. Von Dr. Josef Binder. Linz, Katholische Schriftenmission. S 1.60.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß soviele deswegen nicht beichten gehen, weil sie nicht recht wissen, was sie dabei tun, wie sie sich im Beichtstuhl verhalten müssen. Für solche Leute, besonders für jüngere von ihnen, ist diese Kleinschrift geschrieben. Der Verfasser hat schon in seinen früheren Schriften für junge werktätige Menschen gezeigt, wie gut er es versteht, die Wahrheiten des Glaubens und die Forderungen christlicher Sitte in die Sprache junger Halb- und Viertelchristen zu übersetzen. So dient auch diese Schrift einem wichtigen seelsorglichen Anliegen.

Der Bauer auf der Anklagebank. Pfarrer Singers Volksbrief/27. Linz, Katholische Schriftenmission. S 1.60.

Viele Gebiete aus dem bäuerlichen Leben hat Pfarrer Singer in seinen treffenden Volksbriefen behandelt: die Standeswahl, die Ehe, den Sakramentenempfang, die Stellung zur Predigt, zur Schule, zum Tanz. Kostbare Schriften hat er der Landjugend gewidmet. In keinem Volksbrief aber stößt er so tief in die ureigene Welt des Bauerntums vor wie in dieser Schrift. Ohne seine volkstümliche Note zu verlieren, faßt er hier das Bauernamt an seinem eigentlichen religiösen Kern. Klar und doch taktvoll deckt er auf, was dem Wesen des Bauern widerspricht, und verteidigt ihn, wo ihm unrecht geschieht. Mit Recht wird dieser Volksbrief von Pfarrer Singer als eine seiner besten Schriften bezeichnet.

Landvolk und Exerzitien. Pfarrer Singers Volksbrief/28. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 1.40.

Längst haben wir mit Schrecken festgestellt, daß der praktische Materialismus sich auch im Landvolk breit macht. Wohl glauben fast alle noch an Gott, aber viele leben, als ob es keinen gäbe. Wir suchen nach Mitteln, diesem Unheil abzuhelpfen. Eines davon und nicht das schwächste sind die Exerzitien. Unter den Bemühungen, die Exerzitienbewegung am Lande zu fördern, darf dieser neue Volksbrief von Pfarrer Singer an hervorragender Stelle genannt werden. Von vielen Seelsorgern wurde Pfarrer Singer zu diesem Thema angeregt, und von vielen wird dieser wohlgelungene Volksbrief begrüßt und verwertet. Möge er mithelfen, viele wertvolle Menschen durch die Exerzitien zu einem praktischen Christenleben zu führen.

Geschichten um die Beichte. Pfarrer Singers Volksbrief/29. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 1.20.

Der feste, naturverbundene Sinn des Bauernvolkes läßt sich nicht durch ernste Abhandlungen oder salbungsvolle Worte beeindrucken. Auf ihn wirkt das gerade Wort, das Handgreifliche, die Tatsache. So kleidet Pfarrer Singer seine Beichtlehre für das Landvolk nicht in anmutige Betrachtungen, sondern in Geschichten und Erlebnisse und baut erst darauf kurz und kräftig seine Belehrung auf. Der Erfolg seiner Volksbriefe, die heute in mehr als einer Million verbreitet sind, hat seiner Methode recht gegeben.

Bei Auers vor dem Weißen Sonntag. Ein Büchlein zur Kommunionvorbereitung für die Mutter und ihr Kommunionkind.

Bei Auers nach dem Weißen Sonntag. Ein Büchlein zur Nacherziehung für die Mutter und ihr Kommunionkind.

Beide Schriften verfaßt von Marga Müller. (Je 48). München, Verlag Ars sacra, Josef Müller. Je DM —.60.

Die Feier der Erstkommunion ist nicht nur für das Kind und

den Katecheten ein Ereignis von Bedeutung, sondern für alle, die zur Erziehung berechtigt und verpflichtet sind, speziell für die Mutter und für das Elternhaus. Welch fruchtbare Arbeitsfeld auch in sonst guten Familien hier noch nicht urbar gemacht ist, sieht man, wenn man diese beiden Schriften liest. Vielen Müttern wird es einen Ruck geben, wenn sie hier lesen, was in dieser Gnadenzeit alles eingepflanzt und befruchtet werden kann. Eine Fülle von Anregungen im einzelnen und ein zwingender Gesamteindruck: Hier muß ich etwas tun. Diese beiden Schriften sind die zugkräftigsten Wegbereiter für die rechte Feier der Erstkommunion in der Familie und im Herzen des Kindes. Könnte man doch diese Schriften jeder Erstkommunikantenmutter geben — wieviel Gutes könnte daraus entstehen!

Das Gnadenjahr 1951. Ablaßbüchlein zur Gewinnung des Jubiläumsablasses. (54). Speyer 1951, Pilger-Verlag. DM —.70.

Kurz und klar erklärt die Schrift die Lehre vom Ablaß überhaupt, geht ein auf Geschichte und Bedeutung des Jubiläumsablasses, erzählt vom Jubiläum Maximum 1950 und spricht schließlich von der Ausdehnung des Jubelablasses auf den Erdkreis im Jahre 1951. Über diese ausgezeichneten Erklärungen und historischen Berichte hinaus legt sie die Bedingungen für die Gewinnung des Jubiläumsablasses im Heiligen Jahr der Heimat dar und bringt sehr gute Anregungen für die Gestaltung der vier Kirchenbesuche, sowohl für den gemeinsamen Gebrauch wie auch für die private Gewinnung des Jubiläumsablasses.

Die praktische katholische Monatsschrift für die Verkündigung des Glaubens

DER PREDIGER UND KATECHET

erscheint heuer seit 100 Jahren. Im Jahre 1851 von dem katholischen Verleger Georg Josef Manz und dem damaligen geistlichen Studienlehrer und späteren Kanonikus Ludwig Mehler in Regensburg begründet, ging die Zeitschrift 1936 in den Erich-Wewel-Verlag in Krailling vor München über. Im Spätsommer 1938 wurde sie von der Gestapo im Auftrag des Propagandaministeriums verboten. Nach elfjähriger Unterbrechung konnte der Verleger Dr. Erich Wewel sie im Herbst 1949 wieder herausbringen. Schriftleiter ist der derzeitige Direktor des Exerzitienhauses Schloß Fürstenried bei München Andreas Gruber. In kurzer Zeit hat DER PREDIGER UND KATECHET im In- und Ausland, auch in Übersee, wieder zahlreiche Bezieher gewonnen. Der Heilige Vater hat den im hundertsten Jahr seit der Begründung erschienenen 89. Jahrgang im Heiligen Jahr aus der Hand des Schriftleiters entgegengenommen und diesem und allen Mitarbeitern den Apostolischen Segen erteilt.

Jahresbezugspreis (12 Hefte) 75.— österr. Schilling.

Beachten Sie, Hochwürden, bitte, den Prospekt, den Ihnen eine österreichische Buchhandlung zusenden wird.

ERICH WEWEL VERLAG, KRAILLING VOR MÜNCHEN



SCHREIBMASCHINEN MAYER

Fachgeschäft für den
gesamten Bürobedarf

Reichhaltiges Lager in Schreib-, Reden-, Büro-
maschinen / Vervielfältigungsapparate / Eigene
Spezial-Reparaturwerkstätte / Sämtliche Büro-
artikel / Große Auswahl in Füllhaltern / Repa-
raturen in eigener Werkstätte

Linz-Donaus, Bischofstr. 11
Telefon 25 65 35

MATTHÄUS SCHLAGER

DOMBAUMEISTER

LINZ A. D. DONAU, BAUMBACHSTRASSE 3

KLEIDERHAUS

Alois Dobretzberger

Spezialabteilung für

Priesterkleidung

LINZ, LANDSTRASSE 23 BESTAND SEIT 1860

PARAMENTIK

Karl Hafec LINZ (DONAU)

Hofgasse 9, Telephon 25 89 45

G E R Ü N D E T 1 9 0 0

Eigene Kunstwerkstätte für Paramente und Fahnen jeder Art
Alle Reparaturen

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: O.-Ö. Landesverlag, Linz, Landstr. 41. — Printed in Austria.